

Thema 3: Familie

Aufgabe 2

Staat und Familie

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen einen Kommentar zur Rolle von Staat und Familie und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Kommentar *Familiendämmerung* von Eric Frey aus der Schwerpunktausgabe *Familie* der Tageszeitung *Der Standard* vom 7./8. Dezember 2019 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie kurz Eric Freys Position zum „Niedergang der Familie im Westen“ wieder.
- Bewerten Sie die Position des Autors.
- Begründen Sie Ihre eigene Position zu dieser Thematik.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Familiendämmerung

Konservative Stimmen betrauern gerne den Niedergang der Familie im Westen. Aber ein Blick in andere Kulturen zeigt: Wo die Loyalität zur Familie eingefordert wird, herrschen Korruption, Misswirtschaft und Gewalt. Es ist Zeichen einer modernen Demokratie, dass man sich dafür oder dagegen entscheiden kann.

Von Eric Frey

Familien werden vor allem in konservativen Kreisen gerne als Keimzellen der Gesellschaft und des Staates bezeichnet. Starke Familien, so das Argument, sorgen dafür, dass die größere Gemeinschaft auch gut funktioniert.

Aber warum sind dann die Familienbande gerade in Entwicklungsländern mit schwachen oder kaum existenten staatlichen Strukturen so ausgeprägt? Warum wird dafür in den nordischen Staaten mit ihren reifen Zivilgesellschaften kaum noch geheiratet und weisen andere europäische Demokratien besonders hohe Scheidungsraten auf?

Die Rolle der Familie bildet heute eine Frontlinie zwischen westlichen und nichtwestlichen Gesellschaften. Während hierzulande der Familienbegriff vieler Migranten als überholtes patriarchales Korsett gesehen wird, das vor allem Ehefrauen und Kinder ihrer Freiheiten beraubt, herrscht anderswo Unverständnis über die fehlende Solidarität und Loyalität in europäischen oder amerikanischen Familien.

Wie kann es nur sein, bekam meine Mutter vor einigen Jahren

von einer Einwanderin aus Aserbaidschan zu hören, dass sie bei keinem ihrer drei Söhne wohnt? Was sind das für Menschen, die ihre Mutter alleinlassen, fragte vorwurfsvoll die Frau, die mit ihrer erwachsenen Tochter in einer deutschen Stadt wohnt. Sollten Sie nicht Ihrer Tochter mehr Freiheit lassen, fragte meine Mutter zurück – und stieß damit wiederum auf Befremden.

In weiten Teilen der Welt ist es der Normalfall, dass mehrere Generationen unter einem Dach leben, die Eltern den Ehepartner aussuchen und man ihnen auch als Erwachsener gehorcht, die Sexualmoral streng ist, die Scheidung verpönt und die Bevorzugung von Verwandten gegenüber Fremden ganz natürlich ist. Was in Europa als Nepotismus und Korruption gilt, ist anderswo die einzig zulässige Moral. Wer seine Familie im Stich lässt, ist ein Verräter und muss in manchen Gesellschaften sogar ums Leben fürchten. In kaum einem anderen Bereich ist die kulturelle Kluft so groß wie bei der Familie.

Man kann, muss aber nicht

Das kann man religiös, kulturell, sozial oder wirtschaftlich erklären – oder politisch. Die Familie

mag zwar einst eine Keimzelle des Staates gewesen sein. In Demokratien mit Rechtsstaat und einem sozialen Netz verliert sie allerdings an Bedeutung: Ein Europäer kann sich seiner Familie zugehörig fühlen, aber er darf sich auch von ihr entfernen.

Diese Entwicklung lässt sich gut durch politische Theorie erklären. Zivilisation basiert auf Kooperation, doch diese entsteht nicht von selbst. [...]

Keimzelle und Gefängnis

Kooperation entsteht erst in gesellschaftlichen Strukturen, in denen Vertrauen herrscht, dass auch andere die Regeln befolgen, und man Bestrafung fürchtet, wenn man gegen Gemeinschaftsinteressen handelt. Die traditionelle Familie sorgt für beides, für Geborgenheit und Gehorsam. Sie ist daher die Keimzelle der Zivilisation, aber gleichzeitig ein Gefängnis, in dem die Angehörigen durch Religion, Scham und manchmal auch durch Gewalt zum Zusammenhalt gezwungen werden.

Ein moderner Rechts- und Sozialstaat kann diese Aufgaben viel besser erfüllen. Gesetze werden eingehalten, weil man sich sicher

sein kann, dass der Großteil der Mitbürger dies ebenfalls tut. Gegenseitige Rücksichtnahme wird durch das Bildungssystem sowie gemeinsame Werte vermittelt und im Falle von Verstößen durch eine funktionierende Justiz durchgesetzt. Dank eines stabilen Pensionssystems müssen Kinder nicht für ihre Eltern im Alter sorgen. Und wer in eine Notlage gerät, kann sich an staatliche Stellen wenden. Natürlich ist es schön, wenn Angehörige beispringen oder ihre Eltern im Alter pflegen. Aber es ist nicht zwingend. Ob man die Eltern täglich sieht oder nur zu Weihnachten, ob man seine Geschwister mag oder ihnen aus dem Weg

geht, ob man den Lebensstil der Eltern fortführt oder sich davon trennt, all das steht dem Einzelnen frei. In unserer Individualgesellschaft ist das Kollektiv der Familie nur eine von mehreren Wahlmöglichkeiten.

Wer Familienwerte verherrlicht, sollte eines bedenken: Starke Familien stehen starken Staaten im Weg. Wo die Loyalität zum eigenen Clan Vorrang hat, dort entsteht kein gemeinschaftliches Vertrauen. Dann werden Steuern nicht bezahlt und Gesetze ignoriert. Dann setzen Politiker, auch demokratisch gewählte, ihre Angehörigen in alle wichtigen Positionen, weil sie anderen nicht

trauen. Dann wird der destruktive Individualismus zwar innerhalb der Familien in Schach gehalten, dafür aber stehen Familien untereinander im ungeregelten Wettbewerb. Das führt zu Korruption, Misswirtschaft, bis hin zu Gewalt und Bürgerkrieg.

Bei aller Liebe zu meiner Frau und meinen Kindern, meinen Brüdern und meiner Mutter sehe ich den Niedergang der Familie im Westen ganz nüchtern als Zeichen des Fortschritts. Ein starker solidarischer Staat kann zwar nicht die menschlichen, sehr wohl aber die politischen Funktionen der Familie ersetzen. Und er soll das auch. ■

Quelle: Der Standard, 7./8. Dezember 2019, S. 14.

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Kulturgut Lesen

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Kommentar *Lesen, nur lesen!* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Kommentar *Lesen, nur lesen!* von Manuel J. Hartung aus der Online-Ausgabe der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* vom 16. November 2017 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie die Position des Autors wieder.
- Setzen Sie ausgewählte Wahrnehmungen des Autors in Beziehung zu Ihren eigenen.
- Begründen Sie Ihre eigene Position.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Kulturtechnik

Lesen, nur lesen!

Wie neue Technologie und alte Ignoranz die schönste aller Kulturtechniken gefährden

Von Manuel J. Hartung

Liebe Leserin, lieber Leser, Sie tun etwas, das auszusterben droht; Sie lesen einen Text.

Wie anders wäre es, wenn Sie diesen Leitartikel als Video anschauten: Vielleicht spreche ich Ihnen dann zu langsam, nervt Sie das Foto hinter mir oder lenkt Sie meine Gestik ab. Sie können es nicht ändern. Ich sende, Sie empfangen.

Da Sie diesen Text aber lesen, beginnen Sie zwei Gespräche: eines mit mir, eines mit Ihnen selbst. Vielleicht stoppen Sie beim Lesen, schweifen ab, denken nach. Durch die lange Weile Ihrer eigenen Geschwindigkeit entsteht etwas Neues.

Lesen ist die wichtigste Kulturtechnik, die Menschen haben. Lesen erschließt einem die Welt, erzeugt Mitgefühl, lässt einen die Furcht vor dem Furchtbaren überwinden, indem es das Furchtbare in Worte fasst. [...]

Das Lesen ist von zwei Seiten gefährdet, von neuer Technologie und alter Ignoranz.

So schnell wie nie ändert sich, wie Menschen kommunizieren. Erst haben sie immer mehr

gelesen und geschrieben; sie simsten, whatsappten und posteten. Die neue Schriftlichkeit verbreitete sich so schnell, dass Pessimisten von einer „Kultur des gesenkten Blicks“ sprachen, in der jeder in sein Smartphone starrt und in dudenferner Orthografie textet.

Jetzt kommt etwas Neues: die Kultur des gespitzten Mundes. Sprache ist der nächste große Schritt der Digitalisierung. Als Mobilfunk teuer war, verschickte man Datenartikel namens SMS. Heute sendet man lange Ansagen, die man in das Smartphone vor seinem Mund spricht. Kein Dialog entsteht, sondern digitales Rede-Pingpong. Zudem sprechen Menschen nun mit Maschinen, mit schlaun Systemen wie Siri, Alexa oder Google Home, die beliebte Weihnachtsgeschenke werden. Und Facebook-Chef Mark Zuckerberg kündigte gerade an, Videos ganz groß zu machen.

Der neue Modus erfasst auch die Hochkultur: Weniger Menschen kaufen Bücher, mehr gehen jedoch auf Buch-Events wie Lesungen; es reicht ihnen, sich durch den Autor „belesen zu fühlen“, wie die FAZ schrieb.

Wer immer spricht und nie schweigt, hat irgendwann nichts

mehr zu sagen. Selbst der Beredsame kann sich nicht aus sich selbst reproduzieren, er braucht den Raum des stillen Zwiegesprächs mit dem Geschriebenen. Wenn alle nur noch senden, wird immer mehr Gesendetes bedeutungslos. Sprechen ohne Lesen ist Gelaber.

Deutschland lebt von neuen Ideen und Erfindungen. Es müsste daher zu den vordringlichsten Aufgaben von Bildungspolitikern zählen, das Lesen zu retten. Doch seit Jahren ignorieren sie es und verlieren dabei die aus den Augen, die wenig Chancen und kaum eine Lobby haben: 7,5 Millionen Menschen können kaum lesen und schreiben. 28 Prozent der Eltern lesen ihren Kindern in den ersten drei Lebensjahren nicht regelmäßig vor. In acht deutschen Bundesländern sank die Lesekompetenz der Grundschüler zwischen 2011 und 2016, was nur deswegen nicht so auffiel, weil die Leistungen bei Rechtschreibung und Mathe stärker nach unten gingen.

Es gibt zwei Wege, mit diesen Befunden umzugehen: Kulturpessimisten bejammern genießerisch den Untergang; das lindert den Schmerz, macht die Rettung jedoch unwahrscheinlicher. Optimisten hingegen setzen auf die

produktive Verunsicherung, die die Krise des Lesens auslöst. Vielleicht kann sie ein „Gesetz“ inspirieren, das der Althistoriker Wolfgang Riepl vor hundert Jahren in einer Arbeit über das „Nachrichtenwesen des Altertums“ aufstellte: Dem zufolge verdrängt eine neue Kommunikationsform eine alte nicht, sondern führt diese auf ihre eigentliche Stärke zurück. Das Lesen wird man also nicht

durch Weltuntergangsgerede retten, sondern indem man es groß macht und besonders.

Viele Geschichten der Weltliteratur handeln von unerhörten Begebenheiten. Solche Begebenheiten müssten die Optimisten fürs Lesen erschaffen. Was das sein kann? Kleine Aktionen, von Lese-Flashmobs bis zu Bücher-schränken an jeder Ecke, aber

auch große Dinge wie grandiose Bibliotheksbauten; so gehen in sozialen Netzwerken gerade Bilder der neuen Bücherei von Binhai viral, einem spektakulären Palast der Bücher, der ausge-rechnet im hyperschnellen China gebaut wurde.

Wer das Lesen feiert, der rettet es. ■

Quelle: <http://www.zeit.de/2017/47/lesen-kulturtechnik-buecher-kommunikation-technologie> [12.12.2019].

INFOBOX

FAZ: Frankfurter Allgemeine Zeitung

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Theater für junge Menschen

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen das Interview *Theater der Jugend: „Wir wollen die Kinder nicht belügen“* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie das Interview *Theater der Jugend: „Wir wollen die Kinder nicht belügen“* mit Thomas Birkmeir und Gerald Maria Bauer aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Der Standard* vom 8. September 2017 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Nennen Sie einige der Aufgaben, die Thomas Birkmeir und Gerald Maria Bauer einem Theater für junge Menschen zuschreiben.
- Kommentieren Sie den Anspruch Birkmeirs, dass Theater für junge Menschen kritisches Denken fördern solle.
- Nehmen Sie Stellung zur Bedeutung von Theater in Zeiten moderner Medien.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Theater der Jugend: „Wir wollen die Kinder nicht belügen“

Das Theater der Jugend ist das größte seiner Art in Europa. Leiter Thomas Birkmeir und Chefdramaturg Gerald Maria Bauer über politisches Denken, Begeisterung, Vereinzeln und Verantwortung

Interview: Michael Wurmitzer

STANDARD: *Im Spielzeitheft spannen Sie große, auch politische Bögen: Das Theater der Jugend sei ein „Bollwerk gegen Engstirnigkeit, Arroganz und Diskriminierung“.*

Birkmeir: Politisches Denken, Empfinden und Agieren fängt in der Kindheit an. Wir sind geografisch nicht weit weg von Ungarn und Polen, wo Menschenrechte mittlerweile fraglich sind. Da fragen natürlich auch wir uns als Theatermacher für Kinder und Jugendliche, wie wir zu einer Art von Widerstandsdenken oder zumindest kritischem Denken Angebote machen können. Welche Stücke können wir zeigen, wo man sagt: Hier wehren sich Menschen gegen einen Common Sense, der nicht (mehr) richtig ist, oder gegen ein unfaires System? Das ist mir sehr wichtig.

STANDARD: *Wie schlägt sich das heuer konkret im Programm nieder?*

Birkmeir: Im *Meermädchen* nach Hans Christian Andersen zum Beispiel kommt jemand in eine andere Kultur. Nämlich aus dem Meer an Land. Und das scheitert, die Menschen wollen dieses

Meermädchen nicht annehmen. Das ist metaphorisch, aber vielleicht auch gar nicht so metaphorisch – in Italien kommen Flüchtlinge auch aus dem Wasser und treffen am Strand auf Leute im Urlaub. So versuchen wir, uns anzunähern. Da fragt man sich vielleicht selbst: Was tust du eigentlich, um denen zu helfen?

Bauer: Wenn man Märchen auf der Bühne erzählt, muss man ihren metaphorischen Charakter aber schon behalten. Das wird gerne verwechselt: Wir sind keine Erziehungsanstalt, Theater ist keine Besserungsanstalt, sondern soll letzten Endes ästhetische Erfahrungen bringen. [...]

STANDARD: *Mit dieser Saison startet Ihr 16. Jahr am Haus – wie hat Jugendtheater sich seither verändert?*

Birkmeir: Es gibt die grundsätzliche Tendenz, dass Kinder- und Jugendtheater heute viel mehr wahrgenommen wird. Zum einen, weil man draufgekommen ist, dass man etwas für den Publikumsnachwuchs tun muss. Zum anderen, weil einige Leute mit Schwung Kindertheater wie Erwachsenentheater gemacht haben

und das Erwachsenentheater gesehen hat: Da werden ästhetische Formen ausprobiert, die auch für uns interessant sein könnten. Was ist Geschichtenerzählen? Wie muss man Geschichten erzählen? Das sind viel stärkere Punkte im Kindertheater, weil man Kinder mit einer hohlen Form nicht begeistern kann.

STANDARD: *Weitere Entwicklungen?*

Birkmeir: Aus Kostengründen herrscht oft die Tendenz zum Schulstudententheater: 50 Minuten mit nur zwei oder drei Schauspielern. Das führt zu einer Verkürzung der Plots, die ich bedenklich finde. Auch weil Kindern immer unterstellt wird, dass sie sich nicht länger konzentrieren können. Das ist Quatsch. Man kann sie zweieinhalb Stunden fesseln, wenn man sie fesseln kann. Dann müssen sie nicht nach einer Viertelstunde aufs Klo!

STANDARD: *Die stark gewachsene Konkurrenz von Handy und Co schadet dem Theater nicht?*

Birkmeir: Vor 15 Jahren war das eine interessante These und eine Angst von uns, dass diese

Vereinzelungsmedien die Aufmerksamkeitsspanne abnehmen lassen. Seltsamerweise sind die Kinder aber durch Überreizung scheinbar so gestählt worden, dass wir eher das Gefühl haben, dass die Aufmerksamkeit zugenommen hat.

Bauer: Und dass sie komplexere Zusammenhänge viel schneller kapieren! Auch stellen wir fest, dass – wir wenden uns ja eigentlich an eine finanzschwache Gruppe, nämlich Familien mit Kindern – Eltern trotzdem ein Abo bei uns kaufen und es ihnen ein Anliegen ist, mit den Kindern ins Theater zu gehen. Das birgt eine Verantwortung, was man anbietet.

Birkmeir: Mittlerweile kann man sich wieder auf eine Wertediskussion einlassen. Vor 20 Jahren war man, hat man von Werten geredet, ein altmodischer Erzieher. Aber Werte kennenzulernen

ist sicher kein Fehler. Wir setzen mit der Auseinandersetzung mit gewissen Themen bei den Kleinen Erstempfindungen und Erstgedanken.

STANDARD: *Das Schlimmste, was Jugendtheater tun kann, ist, sein Publikum zu unterschätzen und zu unterfordern?*

Birkmeir: Es gibt Eltern, die sagen: Mein Kind hat Angst gehabt. Oder es hat nicht alles verstanden. Aber das ist kein Argument! Das Wesen der Kunst ist, dass es einem nicht auf dem Butterbrot serviert wird. Manche Eltern glauben, wir müssen die heile Welt zeigen. Wir antworten dann: „Aber wir wollen die Kinder nicht belügen. Wenn Sie Ihre Kinder belügen wollen, dürfen Sie nicht zu uns kommen.“ Zudem sitzt bei uns immer locker ein Drittel Begleitpersonen drin, die es, salopp gesagt, auch zu unterhalten gilt. Oder

mit Gedankenfutter zu versorgen. Das ist der Spagat, der uns eigentlich gut gelingt.

STANDARD: *„Der Fluch des David Ballinger“ ist die zweite Premiere.*

Bauer: Eine klassische Pubertätsgeschichte, kombiniert mit einer Tat, die David als Mitläufer begeht und ihm Gewissensbisse macht.

Birkmeir: „Was ist meine eigene Meinung?“ Vor dieser Frage steht die Figur. Und diese Frage stellt das Theater auch den Kindern. Dazu passt auch unsere Uraufführung *Die Weiße Rose*. Im Theater haben wir im Gegensatz zum Vereinzelungsmedium noch eine Form, bei der Kinder zusammensitzen und merken: Der andere empfindet so wie ich oder anders, und wir können gemeinsam etwas erfahren oder kommentieren. ■

Quelle: <https://derstandard.at/2000063743599/Theater-der-Jugend-Wir-wollen-die-Kinder-nicht-beluegen> [15.05.2020].

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Kunstaktion und politisches Engagement

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Zeitungsbericht *Nur keine Spompanadeln* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Zeitungsbericht *Nur keine Spompanadeln* von Michael Omasta aus der Wochenzeitung *Falter* vom 22. Juni 2016 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie die Kernidee der beschriebenen Kunstaktion wieder.
- Bewerten Sie politisches Engagement dieser Art im öffentlichen Raum und in Geschäftslokalen.
- Begründen Sie, warum Sie an ähnlichen Aktionen teilnehmen oder nicht teilnehmen würden.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Nur keine Spompanadeln

Ein temporäres Mahnmal zeigt 400 Menschen beim Verschwinden

Von Michael Omasta

Ihren klingenden Namen verdankt die Glockengasse in Wien-Leopoldstadt dem Umstand, dass sich Anfang des 19. Jahrhunderts dort eine Glockengießerei befand. Vor ein paar Jahren kam die Adresse zu literarischen Ehren: Vilma Neuwirth erzählt in „Glockengasse 29“ die Geschichte ihrer Familie, einer jüdischen Arbeiterfamilie. Am kommenden Sonntag findet eine Performance in der unscheinbaren Gasse statt: „400 – the image behind“, ein Mahnmal im öffentlichen Raum für jene 400 Menschen, die allein in den ersten sechs Wochen dieses Jahres auf der Flucht im Mittelmeer ums Leben kamen.

„Wir wollen diesen Menschen, von denen in den Medien fast nur mehr als Zahl gesprochen wird, im übertragenen Sinn einen Körper wiedergeben“, erläutert die Filmemacherin Lotte Schreiber das Vorhaben, „und durch die reine physische Präsenz von mehreren hundert Leuten auch die einzelne Person wieder greifbarer machen.“

Schreiber geht die Aktion wie einen Filmdreh an, vor allem, was die behördlichen Genehmigungen betrifft: Parkverbot muss verhängt, ein Teil der Gasse für den

Verkehr gesperrt werden. Mehrere der umliegenden Geschäfte haben ihre Schaufenster zur Verfügung gestellt. Sie sind mit Piktogrammen beklebt, die in abstrahierter Form an das Schicksal von Aylan Kurdi erinnern, ein syrisches Flüchtlingskind kurdischer Abstammung, dessen Leiche vorigen Herbst bei Bodrum an Land geschwemmt wurde.

Tatsächlich ist einer der Geschäftsleute vor Ort auch der Initiator des geplanten Mahnmals. Tom K., Name der Redaktion bekannt, möchte keine Werbung für sich oder sein Geschäft machen und tritt deshalb nur unter Pseudonym – als tk1968 – in Erscheinung. Mit dem Aufkleben der Piktogramme, eines für jeden Ertrunkenen, kommt er schon lange nicht mehr nach. Die Parole „Justice Welcome“, die in der Mitte jeder Auslage prangt, klagt das Fehlen einer verantwortungsvollen europäischen Flüchtlingspolitik an.

Die ersten Reaktionen der Passanten auf die Schaufensteraktion, sagt tk1968, fielen ganz unterschiedlich aus. „Die einen wollen lieber die Kurzfassung und schönen Tag noch, auf Wiedersehn! Andere wiederum sind sehr betroffen und finden gut, dass wir das machen. Ich

muss gestehen, ich kann mit der Frage: ‚Was bringt’s? Warum macht man so was Politisches?‘ auch nicht immer so wahnsinnig gut umgehen.“

Für die Performance am Sonntag, die auch filmisch dokumentiert wird, haben sich gleich auf Anhieb an die 200 Teilnehmerinnen und Teilnehmer gemeldet. Noch einmal so viele sollten es werden. Das Geschehen folgt einer strengen Choreografie, besondere Fertigkeiten sind freilich nicht vonnöten. „Keine Spompanadeln“, bekräftigt Lotte Schreiber, „alles ist sehr minimalistisch. Es wird in sieben Blöcken, von A bis G, Aufstellung genommen. Jeder Teilnehmer bekommt ein Regiekärtchen, auf dem alles Wichtige draufsteht. Eigentlich geht’s darum, wie sich diese Menge langsam wieder auflöst, wie nach und nach 400 Leute verschwinden und die Straße am Ende leer ist.“

Gedreht wird mit zwei Kameras; einmal leicht erhöht aus der Totale, zum anderen mit Handkamera, die sich durch die Menge auf der Straße bewegt, dabei einzelne Gesichter, die Personen als Individuen erfasst. Spätestens ab dem Moment, wo’s heißt: „Kamera läuft!“, soll halt tunlichst nicht mehr getratscht werden.

Falls etwas schiefläuft, gibt es keinen Plan B. Bezahlung leider auch nicht, dafür Traubenzucker und einen Getränkesponsor. Vorschläge, ihre Aktion mit Flüchtlingen zu machen, lehnen

Schreiber und tk1968 strikt ab. „Wir fänden das verantwortungslos, dass Menschen, die eh schon fluchttraumatisiert sind, quasi den Platz ihrer umgekommenen Leidensgefährten einnehmen sollen.

Natürlich sind auch asylsuchende Menschen willkommen, aber wir wollen ja bewusst machen, dass Flucht jeden betreffen kann, auch jeden von uns.“ [...] ■

Quelle: *Falter* 25/2016, S. 31.

INFOBOX

Spompanadeln: *hier* Umstände

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Vom Wert der Klassiker

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Zeitungsartikel *Kafka ist cool* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Zeitungsartikel *Kafka ist cool* von Martina Läubli aus der Online-Ausgabe der Schweizer Tageszeitung *Neue Zürcher Zeitung* vom 29. September 2017 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie kurz wieder, wie laut Textbeilage Schülerinnen und Schüler dem literarischen Kanon gegenüberstehen.
- Bewerten Sie die Bedeutung eines literarischen Kanons für junge Menschen vor dem Hintergrund vielfältiger anderer Medienangebote.
- Nehmen Sie Stellung zur Frage, welche Rolle Texte des literarischen Kanons im Deutschunterricht spielen sollten.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 2/Textbeilage 1

Hinweis: Die schweizerische Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

Kafka ist cool

Jugendliche haben immer weniger Zeit zum Lesen. Das bedeutet aber noch lange nicht das Ende des Literaturkanons

Von Martina Läubli

Plopp, ein WhatsApp-Fenster öffnet sich. „Was machen wir heute nach der Schule?“ Sina, 16 Jahre alt, möchte ihre Freunde treffen. Aber sie hat Sporttraining. „Kann nicht“, antwortet sie. Auf dem Weg hat sie immerhin Zeit zum Chatten, es geht um Fussballschuhe und das Wochenendprogramm. Am Abend kann Sina die Hausaufgaben nicht länger aufschieben. Parallel zu den Matheaufgaben und Englischvokabeln schaut sie Musikvideos auf YouTube. Dann nochmals alle Chatgruppen checken, ein paar Kommentare hinzufügen, lächeln über die Snapchat-Fotos von einer Kollegin. Mehr Medienkonsum geht heute nicht, denn die Eltern haben Sina verboten, „Game of Thrones“ zu schauen. Die neue Staffel der Fantasy-Serie muss bis zum Wochenende warten. Sina ist ohnehin müde, der Tag war busy.

Zweieinhalb Stunden surfen

Die Schülerin Sina ist fiktiv. Doch sie verkörpert zentrale Merkmale der James-Studie zur Freizeitgestaltung und Mediennutzung von Schweizer Jugendlichen. Sie sind heute sehr beschäftigt. Unter der

Woche surfen sie durchschnittlich zweieinhalb Stunden im Internet, meist via Smartphone. Am Wochenende sind es 3 Stunden 40 Minuten. In ihrer Freizeit treffen sie auch oft Freunde und treiben Sport, und Hausaufgaben haben sie ebenfalls. Wo bleibt da noch Zeit zum Lesen? Was passiert, wenn Jugendliche wie Sina stundenlang googeln, YouTube-Hits schauen und chatten, statt Mozart zu hören? Verschwindet klassisches Bildungswissen? Und wäre das schlimm? Es ist Zeit für einen Schulbesuch.

In der Kantonsschule Stadelhofen scheint die Nachmittags-sonne durch das Fenster, auf dem Tisch liegt Gottfried Kellers Novelle „Kleider machen Leute“. Das Reclam-Büchlein ist aufgeschlagen. Die Schülerinnen und Schüler der Klasse 1dN haben sich kluge Fragen zum Text überlegt. „Es ist leicht, die Schülerinnen und Schüler für den Literaturkanon zu begeistern“, sagt die Deutschlehrerin Eva Pabst. „Wir lesen gern“, sagen die allermeisten in der Klasse.

In ihrer Freizeit lesen die Jugendlichen Bücher, die nicht zum Unterrichtsstoff gehören: Sachbücher

wie die Autobiografien von Nelson Mandela oder Malala Yousafzai, der pakistanischen Kinderrechtsaktivistin, George Orwells Dystopie „1984“ oder den Roman „Mörder Anders“ des Erfolgsautors Jonas Jonasson. Viele kennen „Harry Potter“, mögen Fantasy und Science-Fiction. Zudem begleiten Fernsehserien den Alltag. Die Schüler mögen zum Beispiel „Suits“, „Riverdale“, „Stranger Things“ oder Fantasy wie „The Hunger Games“ oder „Game of Thrones“. Manche schauen eine Staffel pro Woche, dazwischen auch einmal einen Film wie „12 Years a Slave“. Ganz zu schweigen von YouTube-Videos und den Snapchat-Fotos, die sie herumschicken. Die Bücher haben viel Konkurrenz.

Fantasy ist auch Wissen

„Lesetraining im Sinn eines Muskeltrainings fehlt heute“, beobachtet Pabst, die seit zwanzig Jahren Deutsch unterrichtet. Leseratten trifft sie seltener an, was wohl am erwähnten Kapazitätsproblem liegt. Der Platz im Kopf und die Aufmerksamkeit sind beschränkt, doch Lesen braucht Zeit und Abstand von der Dauerkommunikation. Das

Gymnasium ist somit der einzige Ort, an dem junge Menschen viel lesen und genau lesen. Die Schüler akzeptierten fraglos, dass klassische Werke einen besonderen Wert hätten, und seien bereit, solche Texte zu lesen. „Je älter ein Text, desto selbstverständlicher sein Wert“, sagt die Lehrerin und Fachdidaktikerin. Die Jugendlichen halten der Literatur die Treue. Gerade weil die Akzeptanz kanonisierter Bildung so gross sei, ist es Pabst wichtig, auch auf die Abgründe der Tradition hinzuweisen – etwa darauf, dass das Konzentrationslager Buchenwald ganz in der Nähe der Klassikerstadt Weimar lag.

„Viele Schüler wollen unbedingt Goethes ‚Faust‘ lesen, weil sie denken, der sei die Bibel des Deutschunterrichts“, sagt Marc Caduff, Deutschlehrer an der Kantonsschule Heerbrugg.

Bei der Auswahl der Schullektüren sind Lehrpersonen in der Schweiz sehr frei. Auf Gymnasiumsstufe hat jede Schule ihren eigenen Lehrplan. Definiert sind Epochen, Textformen und die zu erwerbenden Kompetenzen; die zu lesenden Werke jedoch kaum. Lehrer wählen selbst aus und berücksichtigen dabei die Interessen der Schüler, aktuelle Debatten, eigene Vorlieben und das Theaterprogramm. „Es gibt keinen Text, den ich mit jeder Klasse lese“, sagt Eva Pabst. Mehrere Lehrpersonen erzählen, dass sie entweder nach interessanten zeitgenössischen (z.B. Michael Fehr, Lukas Bärfuss, Monique Schwitter) oder zu Unrecht wenig beachteten (z.B. Adelheid Duvanel) Texten suchen

oder nach Texten von Autorinnen. Manche eröffnen den Zugang zu Klassikern über die Populärkultur, vergleichen etwa Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ mit „Harry Potter“ – denn gerade die Populärkultur interpretiert Mythen und Klassiker gerne neu. Die Kenntnis von Fantasy-Serien ist also durchaus auch eine Form von Wissen. Wenn es darum geht, die grossen Fragen und Geschichten zu entdecken, ist Dünkel keine Option.

Im Schulalltag kristallisiert sich durchaus ein harter Kern an oft gelesenen Texten oder Autoren heraus. Neben Goethe und Schiller sind dies Büchner, Frisch, Dürrenmatt, Hoffmann, Kafka, Kleist, Lessing oder Süskind. Matur-Leselisten, die an Schulen herumgereicht werden, tragen ebenfalls zu einem inoffiziellen Kanon bei. Zwar ist Bildungswissen nach 1968 kein festes, von Autoritäten definiertes Korpus mehr, doch das Konzept „Kanon“ ist weiterhin wirksam: die Idee, dass es Kunstwerke gibt, die massgeblich sind, und dass es sich lohnt, sie zu kennen. Es lohnt sich umso mehr, als eine Welt der allzeit verfügbaren Informationen unübersichtlich und flach geworden ist. Die Namen grosser Autoren haben in Zeiten der Digitalisierung nicht an Strahlkraft verloren, im Gegenteil. In den Ohren heutiger Schüler klingt der Name Kafka cool.

Erkenntnisvorrat Literatur

„Wann ist ein Text ein klassischer Text? Und warum?“ Diese Frage müsse man immer wieder stellen, sagt Eva Pabst. Sie verweist

auf das kritische Potenzial der Literatur – gerade auch für zielstrebige und angepasste Jugendliche des 21. Jahrhunderts. Dass die meisten Schüler den Kanon fraglos akzeptieren, erklärt sich die Lehrerin auch mit der Leistungsgesellschaft: Bildungswissen stehe für Bildungserfolg. Und dieser wiederum führe zu Karriereerfolg. Wer den Kanon kennt, gehört dazu. Doch auch in dieser Hinsicht sind Klassiker ein Gegenmittel: Kunst erschöpft sich nicht in Konventionen, sie widersetzt sich der Instrumentalisierung. „Klassische Werke pulverisieren die Ideologien derer, die sie gelesen haben wollen.“

Bildungswissen erweist sich als Gegenmittel gegen die Beliebigkeit. Aus der Begegnung mit Kunstwerken kann ein mentales Netz entstehen, das unsere Existenz mit den grossen Fragen und Abgründen des Menschseins und der Geschichte verbindet. Indem die Schule diese Begegnung ermöglicht, spielt sie gerade im Informationszeitalter eine fundamentale Rolle. Pädagogen prägen auf diese Weise den geistigen Horizont ihrer Schüler massgeblich. „Der Literaturkanon liegt vollständig in der Verantwortung der Lehrer“, konstatiert auch der emeritierte Literaturprofessor Peter von Matt. Aus der öffentlichen Diskussion sei er dagegen weitgehend verschwunden. Die Gegenwart der literarischen Tradition werde geradezu tabuisiert. Von Matt bemerkt, dass in öffentlichen Debatten und Medienberichten kaum mehr auf Literatur und Schriftsteller verwiesen werde. „In der literarischen Tradition liegt

ein ungeheurer Erkenntnisvorrat. Doch das Bewusstsein dafür ist geschwunden.“ Deshalb reichen ein paar grosse Namen allein nicht aus, findet Peter von Matt. Der Deutschunterricht habe auch die Aufgabe, bei den Schülern ein historisches Bewusstsein zu

schaffen. Dafür brauche es eine Reihe von Texten – und die Erfahrung der Brisanz, die jahrhundertealte Texte haben können. Schüler sollten erleben können, dass „ein Text aus einer anderen Zeit einen im Heute trifft“. Auch politisches Wissen sei in Literatur

gespeichert. Kürzlich sei er in Schillers „Wilhelm Tell“ auf einen Vers gestossen, der ihn elektrisiert habe: „Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren.“ ■

Quelle: <https://www.nzz.ch/gesellschaft/kafka-lesen-jugendliche-ld.1318999> [24.11.2021].

INFOBOX

Fachdidaktikerin: Wissenschaftlerin, die sich mit Fragen des Lernens und Lehrens in einem bestimmten (Unterrichts-)Gegenstand beschäftigt

Matur (schweizerisch): Matura

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Freiheit der Kunst

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen ein Interview über die Freiheit der Kunst und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie das Interview *Die Kunst und ihre Grenzen* mit Hanno Rauterberg aus der Online-Ausgabe der *Tiroler Tageszeitung* vom 5. November 2018 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Nennen Sie Gründe für die Bedrohung der Freiheit der Kunst laut Hanno Rauterberg.
- Nehmen Sie Stellung zu ausgewählten Aussagen des Kunstkritikers.
- Begründen Sie Ihre eigene Position zur Bedeutung der Freiheit der Kunst.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Die Kunst und ihre Grenzen

Gemälde werden abgehängt, Skulpturen vernichtet. Sind die neuen gesellschaftlichen Tabus eine Bedrohung für die Kunst? Ein Gespräch mit Kunstkritiker Hanno Rauterberg.

Interview: Gerlinde Tamerl

Tiroler Tageszeitung: *Das Verständnis, was die Freiheit der Kunst bedeutet, hat sich sehr gewandelt. Inwiefern ist die Freiheit der Kunst bedroht?*

Hanno Rauterberg: Ich spreche oft mit Künstlern und Museumsdirektoren. Viele erzählen mir, dass sie sich nicht mehr so frei fühlen. Es gibt einen gesellschaftlichen Wertewandel, der sich nicht nur in der bildenden Kunst, sondern auch im Film und im Theater bemerkbar macht. Moralische und soziale Konflikte werden heute in den Arenen der Kultur ausgetragen. Es wird weniger über Ästhetik gestritten, dafür umso mehr über moralische Fragen wie zum Beispiel: Darf ein guter Künstler auch ein schlechter Mensch sein? Und wo verlaufen die sittlichen Grenzen seiner Kunst?

Sie schreiben „Die Kunst war immer auch Gegner, ein Hassobjekt“. Wie manifestieren sich die Angriffe gegen die Kunst heute?

Kunst war immer umstritten, aber es waren meist konservative Parteien oder die Kirche, die unsittliche und blasphemische Umtriebe witterten. Heute gibt es immer noch Konflikte mit der Obrigkeit, aber es gibt mindestens so starke

Konflikte mit einem Teil des Publikums. Dieses Publikum fühlt sich aufgeklärt, zählt zum linksliberalen Milieu und will sich bestimmte Dinge nicht mehr bieten lassen. Diese Menschen akzeptieren nicht mehr, wenn Künstler als Machos auftreten oder Frauen in der Kunst diskriminiert werden. Auch Tiere dürfen nicht mehr gequält werden. Im New Yorker Guggenheim Museum musste eine Video-Installation, die angekettete Hunde zeigte, abgebaut werden, weil sich Tierschützer dagegen aufgelehnt haben.

Was spricht denn dagegen?

Nichts spricht gegen Emanzipation, nichts gegen Tierwohl, doch die Darstellung von Unrecht in der Kunst ist ja selbst kein Unrecht. Das wird oft verwechselt. Dabei geht es in der Kunst ja gerade darum, dass sie frei ist, uns mit Dingen zu konfrontieren, die uns unbequem sind, vielleicht auch verletzend. Moderne Kunst, hieß es lange, soll verstören. Heute hat man eher den Eindruck: Sie soll uns besänftigen.

Die so genannte Digitalmoderne spielt dabei eine entscheidende Rolle. Warum?

Früher gab es die Zensur „von oben“. Heute macht sich eine

Zensur „von unten“ bemerkbar. In der Digitalmoderne ist es leichter geworden, eine Petition aufzusetzen, um dann ein breites Echo über die sozialen Medien zu erzeugen. Plötzlich unterschreiben eine halbe Million Leute eine Petition gegen eine Video-Installation und das Museum gerät unter Druck. Das Erschreckende: Die Freiheit der Kunst wird auch dort in Frage gestellt, wo sie einst von der Aufklärung errungen wurde.

Warum ist das so? Weshalb sollen der Kunst neue Grenzen gesetzt werden?

Viele Leute haben ein Problem mit der Freiheit. Und das liegt an der gesellschaftlichen und ökonomischen Liberalisierung, die von manchen Menschen als Bedrohung empfunden wird. Sie wünschen sich neue, klare Grenzen. Für manche sollen es nationale Grenzen sein, andere denken eher an kulturelle Grenzen, um ihre Identität zu schützen. In der Kunst jedoch ging es immer um Entgrenzung. Deshalb ist es nicht so verwunderlich, dass sie von manchen angefeindet wird.

Gab es moralische Diskussionen in der Kunst nicht immer schon?

Ja, aber dem Künstler stand es frei, sich über die Moral zu erheben.

Caravaggios Bilder wusste man zu schätzen, obwohl er als Mensch ein Scheusal war. Heute ist das anders, das haben wir in der #MeToo-Debatte erlebt. Es ist richtig, dass ein Schauspieler wie Kevin Spacey vor Gericht gestellt wird, wenn er sich an Minderjährigen vergangen haben sollte, aber ihn dafür aus Filmen herauszuschneiden, das ist eine neue Dimension. Ich finde es richtig,

dass sich im Bewusstsein etwas verändert, nur würde ich davor warnen, einzelne Kunstwerke dafür haftbar zu machen, was der Urheber möglicherweise verbrochen hat. [...]

Warum ist es so wichtig, dass die Freiheit der Kunst gewahrt bleibt?

Die Kunst lebt vom produktiven Kontrollverlust, davon, dass

der Mensch sich in Anbetracht der Kunst selber fremd wird. Es braucht die Bereitschaft, die Freiheit der Kunst als eine Möglichkeit der Selbstreflexion auszuhalten. Als einen Spielraum, in dem auch das Verdrängte seinen Platz hat und alle darüber streiten dürfen. Wie dumm wäre eine Gesellschaft, diesen Spielraum abzuschaffen. ■

Quelle: <https://www.tt.com/artikel/14976397/die-kunst-und-ihre-grenzen> [15.12.2022].

INFOBOX

Caravaggio, Michelangelo Merisi da (1571 – 1610): italienischer Maler

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Musik ohne Gesellschaft

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen einen Kommentar über Musikstreaming und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Kommentar *Jeder hört für sich allein* von Tobi Müller aus der Online-Ausgabe der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* vom 25. Dezember 2019 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie ausgewählte Kritikpunkte des Autors am Musikstreaming kurz wieder.
- Nehmen Sie dazu auf Basis Ihrer Erfahrungen und Beobachtungen Stellung.
- Beurteilen Sie den Stellenwert von Musikstreaming für junge Menschen.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Musikstreaming

Jeder hört für sich allein

Das waren die Zehnerjahre: Streamingplattformen haben nicht nur den Pop vermessen, sondern auch den öffentlichen Raum verändert. Geht's da überhaupt noch um Musik?

Von Tobi Müller

Der öffentliche Raum wabbelt schon vor lauter Blasen. Körpergroße Kugeln mit durchsichtigen Wänden aus Klang umgeben die Menschen. Sie joggen darin, fahren E-Bike oder tockeln als Fußgängerinnen über den Fahrradweg. Manche tragen ihre Blasensphären ins Großraumbüro. Oder sie sitzen einfach in ihnen herum und erwecken den Anschein, als würden sie nachdenken. Sie schauen niemanden an, starren in die Ferne wie U2 oder Depeche Mode auf den Fotos von Anton Corbijn. Sie hören Musik.

Streaming, Smartphones und Kopfhörer haben im vergangenen Jahrzehnt das öffentliche Bild so stark verändert wie davor wohl zuletzt das Automobil. Beides sind Symbole des Alleinseins inmitten der Vielen geworden. Im Kokon aus Blech, in den Blasen aus Sound.

Die Musik selbst gehört inzwischen zur Innenausstattung – und ihre mediale Form trägt daran einen signifikanten Anteil: Streaming unterstützt Gefühle, Biorhythmen oder gibt den karriereentscheidenden Egoboost vor

dem nächsten Meeting. Man hat ja immer etwas Passendes dabei. Die meisten Playlists richten sich nach dem Tagesablauf: Musik zum Frühstück, für den angeregten Vormittag, gegen die Müdigkeit am Nachmittag, für die letzte Konzentration am Vorabend, die Entspannung nach dem Essen, das akustische Vorglühen und was Heißes für danach. Kein Wunder, dass wir nicht mehr Fans heißen, sondern User, im Englischen eben auch die Bezeichnung für Drogenabhängige.

Musikstreaming ist innerlich und intensiv, erzeugt das grandiose Gefühl, alles im Griff zu haben, und sei es die größte Jukebox der Welt. Und wie unter Einfluss jeder Droge hält man den eigenen Geschmack für verfeinert, selbst wenn dieser Geschmack von Algorithmen gelenkt wird, stets mehr vom Gleichen findet und dabei akustisch zur Banalität tendiert. Wer vermisst schon die alten Gatekeeper, die Torwächter vor den Musikschätzen: schlecht gelaunte Plattenverkäufer und aufgeblasene Journalisten, die den Massengeschmack verachten. Kann alles weg, oder? [...]

Der Walkman, mit dem in den frühen Achtzigerjahren die Musik

das Laufen lernte, war noch Teil eines Dialogs mit der Öffentlichkeit. Wer einen Walkman trug, war jung und stellte kalifornische Körperkultur oder Popaffinität zur Schau. Das Signal ging auch nach außen. Beim Streaming hingegen strömt alles nach innen. Und was da strömt, wird mit immenser Computerkraft errechnet. Wir hören unseren eigenen Geschmack als endlosen Spiegel, meistens auf Kopfhörer. Dieser Narzissmus des Hörens ist neu. Musik handelte immer von Ritualen, Zeremonien, vom Sozialen. Pop war eine Wissenschaft der Massen, die sammelten, lasen, tauschten und zusammen hörten. Streaming hat das mehr oder weniger erledigt.

Andererseits: Dass wir auf Streamingplattformen so viel tolle neue Musik entdecken können wie noch nie, steht außer Frage. Die globalen Einflüsse werden vielfältiger, der ehemals kostspielige Zugang über Vinyl und Postsendungen ist kein Thema mehr. Doch diese Schranken fielen alle bereits in den Nullerjahren, als das digitale MP3-Format und illegale Tauschbörsen das alte Tonträgergeschäft zerstörten. Da hieß es: Nieder mit den Majors, die so lange obszöne Gewinne

eingefahren und die Konsumenten mit überkauften CDs abgezockt hatten! Im Vergleich zu Spotify, Apple Music oder YouTube Music erscheinen die damals dezimierten Plattenfirmen allerdings heute wie Menschenfreunde. Denn sie arbeiteten mit einer Mischkalkulation: 20 Nieten, ein Gewinner. Die „Nieten“ ebenso zu finanzieren, ist wichtig, um den Mittelbau zu fördern und den Markt dynamisch zu halten. Im Streamingmodell verdienen nur die Gewinner genug Geld, alle anderen gehen fast leer aus.

Die Folgen dieser Konzentration auf das eine Prozent haben uns schon erreicht. Fast alle heutigen Popgroßkünstler sind älter als 50 Jahre und vor dem Crash der Industrie berühmt geworden. Jetzt gibt es nur noch wenige, die sich mit ihren Karrieren Zeit lassen und sich künstlerisch entwickeln können. Im mittleren Segment überlebt kaum jemand fünf Jahre – die niedrigen Einkünfte aus Streamingtantiemen zwingen Musiker zu pausenlosen Tourneen. Das Resultat: keine Freunde, keine Familie, keine Ruhe, um bestmögliche Alben aufzunehmen. [...]

Spätestens seit 2015, schreibt [ein schwedisches] Forscherteam, investiert Spotify vor allem

in Technologie, die unser Verhalten studiert, aufzeichnet und diese Erkenntnisse gewinnbringend an Dritte weiterverkauft. Für die Datenernte bietet Musik ein ideales Feld: Weil die User viel mehr Zeit mit Musik verbringen als mit News, weil sie immer wieder zu gewisser Musik zurückkehren, während ein Zeitungsartikel eine viel kürzere Halbwertszeit hat. Nichts schraubt den Wert unserer Datenspuren so in die Höhe wie Verweildauer und direkter Zugang, ohne den Umweg einer intermediären Plattform wie Facebook also. Musikstreaming ist das El Dorado der Datengoldwäscher.

Bis vor zehn Jahren galt: Fans wollen alles über die Künstler wissen. Das war der Grund, Musikmagazine zu kaufen. Heute hat sich dieses Verhältnis umgedreht. Die Künstler wollen alles über die Fans wissen. Wo sie wohnen, welche Lieder sie hören, wie alt sie sind. Das ist der Grund, warum der Musikjournalismus verschwindet. Der Industrie ist das nur recht, sie hat den Journalismus immer nur zähneknirschend geduldet. Heute gehen die Anzeigenbudgets direkt zu Influencern oder direkt zum Streaminganbieter.

Die Kultur der Playlists dreht sich nicht um die Künstlerinnen,

sondern nutzt die Nutzerinnen. Es wird nun darum gehen, ob sich die Hörer die Souveränität über ihr Hörverhalten zurückholen können. Ob sie die Streamingtechnologie zu ihrer eigenen machen können.

In 60 Jahren Popgeschichte zeigte sich immer wieder, dass Technologie hackbar und Musik unauflösbar ist. Allerdings ist auffällig, dass die großen Protestbewegungen seit Anfang der Zehnerjahre keinen spezifischen Soundtrack mehr haben. Ob die *Arabellion* in Ägypten und dem Maghreb, ob die *Indignados* in Spanien oder *Occupy* in New York City: Musik war nicht ihr Medium. Heute stellt schon gar niemand mehr die Frage, wie Fridays for Future klingt. Protest braucht keinen Pop, Protest nutzt Social Media.

Das mag eben auch daran liegen, dass Musikstreaming dem Pop das popularisierende Element genommen hat: Musik, die in vereinzelt Echochammern zur Erbauung des Individuums gehört wird, kann schwerlich eine gemeinschaftliche Kraft entfalten. Paradoxiertweise ist ja aber genau das die große Sehnsucht vieler: die Kommunion der Gleichschwingenden. Dazu allerdings sollte man den Kopfhörer absetzen. ■

Quelle: <https://www.zeit.de/kultur/musik/2019-12/musikstreaming-plattformen-spotify-streamingdienste-musikmarkt/komplettansicht> [27.06.2023].

Die Infobox befindet sich auf der nächsten Seite.

INFOBOX

Anton Corbijn: niederländischer Fotograf und Filmregisseur

Arabellion: Reihe von Aufständen und Revolutionen in arabischen Staaten ab Dezember 2010 („Arabischer Frühling“)

Depeche Mode und U2: Rock- bzw. Pop-Bands

Gatekeeper: Torwächter, *hier* wichtiger Einflussfaktor bei Entscheidungsfindungsprozessen

Indignados: Protestbewegung in Spanien 2011/12

Majors: *hier* Major-Labels, Unternehmen der Musikindustrie, die zur Gruppe der marktführenden Musiklabels gerechnet werden

Occupy: auch Occupy Wall Street, Protestbewegung in den USA ab 2011

Vinyl: *hier* Schallplatte

Thema 2: Medien

Aufgabe 2

Mediale Aufmerksamkeit

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Kommentar *Es ist verstörend, wie unterschiedlich der Westen Leid wahrnimmt* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Kommentar *Es ist verstörend, wie unterschiedlich der Westen Leid wahrnimmt* von Arne Perras aus der Online-Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung* vom 1. September 2017 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie kurz die im Kommentar angesprochene Problematik.
- Nehmen Sie Stellung zu möglichen Ursachen und Folgen unausgewogener Berichterstattung.
- Machen Sie Vorschläge, wie Mediennutzer/innen mit diesem Phänomen umgehen sollten.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Es ist verstörend, wie unterschiedlich der Westen Leid wahrnimmt

Während die Hochwasseropfer in Texas die Schlagzeilen der westlichen Medien füllen, bekommen die Flutgeplagten in Asien nur Randnotizen. Offenbar reicht Leid nicht, um Interesse auszulösen.

Von Arne Perras, Singapur

Wer die Aufgabe hat, aus fernen Welten zu berichten, macht manchmal irritierende Erfahrungen. Man sieht bei der Arbeit in armen Ländern vieles, was zum Himmel schreit. Aber will das zu Hause, im fernen Europa, jemand lesen, hören, sehen? Klar, es gibt die sogenannten nachrichtenarmen Zeiten, das berühmte Sommerloch, in dem die Gesellschaften in den Wohlstandszonen samt ihrem Politikbetrieb in Ferien sind. Zeitungen haben dann auf einmal Platz für nahezu alles, sogar den Krieg in den Savannen des Sudan. Oder für Naturgewalten, die indische Kinder fortreißen oder Dörfer in Sri Lanka unter Schlamm begraben.

Die Lehre aus diesen schwankenden Erfahrungen lautet: Existenzielles Leid per se reicht nicht, um konsequentes Interesse auszulösen. Viele Faktoren entscheiden darüber, ob es eine Katastrophe in die Abendnachrichten schafft. In der Vermittlung von Informationen ist das Ausmaß der Gefährdung von Menschen kein allgemeingültiges Kriterium. Ansonsten wäre alles einfach. Dann würde die Regel

gelten: Die Fluten in Asien sind derzeit besonders groß, also wird groß darüber berichtet.

Stattdessen wirken andere Reflexe meistens stärker: Nichts zeigt dies besser als das krasse Gefälle, das sich nun in der europäischen Wahrnehmung zweier großer Naturkatastrophen aufgebaut hat. In Texas/USA tobt Hurrikan *Harvey*. Und das südliche Asien versinkt in den Fluten des Monsuns. In Indien, Nepal und Bangladesch haben die Naturgewalten weit mehr als tausend Menschen in den Tod gerissen, in den USA haben bislang drei Dutzend Bewohner ihr Leben gelassen. *Harvey* läuft auf allen Kanälen, die Reportagen aus Houston überschlagen sich. Und die Flutopfer in Südasien?

Vertraute Lebenswelt – mehr emotionale Nähe?

Wenn mediale Aufmerksamkeit auch ein Gradmesser für Werte einer Gesellschaft ist, muss sich Europa einige Sorgen machen. Vielleicht sind die Europäer noch immer nicht frei von postkolonialer Überheblichkeit, vielleicht haben sie noch rassistische Vorstellungen, ohne sich das einzugestehen. Denn zynisch gesprochen

ist es doch so: Es müssen erst Hunderte Bauern in Bangladesch ertrinken, bevor ihnen ähnliche Aufmerksamkeit zukommt wie einem einzigen Opfer in der westlichen Welt.

Nun werden manche einwenden, das sei ganz natürlich und auch in Ordnung. Denn Interesse hänge ab von den Möglichkeiten der Identifikation – und der emotionalen Nähe, die nötig sei, um Menschen für das Schicksal anderer zu interessieren. Eines dieser Argumente geht in etwa so: Houston ist eine westliche Industriestadt, sie spiegelt für Europäer eine eher vertraute Lebenswelt wider. Die Dörfer im Delta des Ganges hingegen sind ihnen fremd. Deshalb berührt das Leid in Houston Europäer stärker als die vielen Opfer in Asien.

Wirklich? Amerikaner und Europäer mag ja vieles verbinden. Aber rechtfertigt das, andere Kulturen auszublenden? Auch die Erregungskurven in sozialen Medien mögen Hinweise geben, was Leute auf diesem oder jenem Kontinent gerade bewegt. Doch was ist mit jenen, die gerade nicht durch die Netze zwitschern? Man muss sich hüten, sie automatisch

als interesselose oder gar indifferente Wesen einzustufen, obgleich man ihr Interesse vielleicht nicht im Netz sehen kann.

Oder ist es vielleicht noch ganz anders? Man könnte zum Beispiel annehmen, dass alles, was

die Supermacht Amerika bewegt, automatisch wichtig ist für den Rest der Welt. In der Politik mag dies sehr berechtigt erscheinen. Doch im Falle von Naturkatastrophen überzeugt das nicht. Sicherlich, es wird niemals gelingen, für alle Opfer dieser Welt

Aufmerksamkeit aufzubringen. Aber ein wenig mehr Balance täte gut. Es wäre ein Zeichen, dass die reiche Welt des Westens die Menschenwürde für universell und unteilbar hält. ■

Quelle: <https://www.sueddeutsche.de/panorama/hochwasser-in-suedasien-und-texas-es-ist-verstoerend-wie-unterschiedlich-der-westen-leid-wahmimmt-1.3647569> [14.03.2019].

Thema 2: Privatheit versus Öffentlichkeit

Aufgabe 2

Sehnsucht nach Anerkennung

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Bei der Zeitungslektüre stoßen Sie auf den Bericht *Selbstdarstellung: Viele „Likes“ machen Teens glücklich*. Sie antworten darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Bericht *Selbstdarstellung: Viele „Likes“ machen Teens glücklich* von Ulrike Griessl aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Oberösterreichische Nachrichten* vom 20. November 2014 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie das Verhalten Jugendlicher, wie es im Bericht dargestellt wird.
- Setzen Sie diese Darstellung mit Ihren eigenen Erfahrungen und Beobachtungen in Beziehung.
- Nehmen Sie Stellung dazu, ob bzw. wie Jugendliche im Umgang mit sozialen Netzwerken unterstützt werden sollen.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Selbstdarstellung: Viele „Likes“ machen Teens glücklich

Studie bestätigt: Imagepflege in sozialen Netzwerken gehört für die Jugend zum Alltag.

Von Ulrike Griessel

Handy, Handy in der Hand, wer ist die Schönste im ganzen Land? Das Verhalten der Jugendlichen in sozialen Netzwerken wie Facebook, Instagram, YouTube und WhatsApp ist durchaus vergleichbar mit dem altbekannten Märchen *Schneewittchen* von den Gebrüdern Grimm. Wie man sich in diesen Medien präsentiert, wie viele „Likes“ man bekommt und wie viele virtuelle Freunde man vorweisen kann, ist für Österreichs Teenager extrem wichtig. Denn es beeinflusst ihr tägliches Leben im sozialen Umfeld unmittelbar.

„Wer keine guten Bilder postet, nicht schön, lässig und cool wirkt, bekommt kaum Likes, sinkt in der Beliebtheitsskala bei den Gleichaltrigen und ist vom Informationsfluss abgeschnitten“, sagt die Wiener Kommunikationswissenschaftlerin Sonja Schwarz. Sie hat das Forschungsprojekt „imaGe 2.0“ von FEMtech in Wien geleitet. Zweck dieser Studie war es, die Internet-Nutzung von Jugendlichen in Österreich genau zu analysieren, um

ein praxisorientiertes Handbuch für Lehrer zu erarbeiten. Denn die Pädagogen sollen ihre Schüler künftig bei der Nutzung des Internets stärker unterstützen. Für die Studie wurden Schüler zwischen 14 und 17 Jahren befragt und über einen längeren Zeitraum beobachtet.

Druck zur Inszenierung

„Dabei haben wir herausgefunden, dass es nicht damit getan ist, dass Jugendliche diese Medien mehrmals täglich nutzen, sie richten sogar ihren Alltag danach aus“, sagt Schwarz. Die Teenager müssten ständig auf der Hut sein, weil jede Bewegung per Foto festgehalten und im Netz veröffentlicht werden könnte. Ebenso verhalte es sich mit Meinungsäußerungen. „Kein Wunder, dass die Mädchen und Burschen einen ständigen Druck verspüren, sich zu inszenieren“, sagt die Wissenschaftlerin.

Besonders sorgfältig inszenieren die Jugendlichen auch ihre Profilbilder. „Darauf zeigen sie sich so, wie sie gerne von anderen gesehen werden möchten“, erläutert Schwarz. Die Wahl der

Frisur, der Kleidung und der Pose gebe schließlich Auskunft über Lebensstil und Gruppenzugehörigkeit. Nicht selten komme es vor, dass die Realität nicht ganz mit der Scheinwelt im Netz übereinstimme.

Aber wie gehen die Jugendlichen mit diesem Druck, den sie sich in den sozialen Netzwerken gegenseitig machen, um? „Sie empfinden das gar nicht als unangenehm, für sie gehört die Selbstdarstellung in diesen Medien zum Leben dazu“, sagt Schwarz. Die Mädchen und Burschen würden die Tücken wie etwa Cybermobbing und Grooming (sexuelle Belästigung im Netz) sehr wohl kennen und würden mit zunehmendem Alter auch vorsichtiger damit umgehen. Soziale Medien im Internet zu verteufeln, macht nach Ansicht der Expertin wenig Sinn: „Wir können die Zeit nicht zurückdrehen, die digitalen Medien gehören für uns alle zum Alltag. Es ist besser, wenn wir unseren Kindern helfen, sorgsam damit umzugehen, denn verbieten lassen sie sich nicht.“ ■

INFOBOX

FEMtech: ist eine Initiative des Bundesministeriums für Verkehr, Innovation und Technologie zur Unterstützung von Frauen in Forschung und Technologie

(Cyber-)Grooming: *genauer* wenn Erwachsene gezielt Kinder und Jugendliche im Netz ansprechen mit dem Ziel, in sexuellen Kontakt mit ihnen zu kommen

Thema 2: Rückzug als Freiheit? Aufgabe 2

Alleinsein

Verfassen Sie einen **Leserbrief**.

Situation: Sie lesen einen Bericht über das Phänomen *Honjok* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Bericht *Die neuen Einzelgänger* von Marlene Patsalidis aus der Tageszeitung *Kurier* vom 29. Oktober 2020 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie kurz das Phänomen *Honjok*.
- Bewerten Sie dieses Phänomen.
- Nehmen Sie Stellung zu möglichen gesellschaftlichen Auswirkungen des zunehmenden Alleinseins.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Die neuen Einzelgänger

Honjok-Generation. Immer mehr junge Menschen finden Gefallen am Alleinsein. Woher kommt das Rückzugsbedürfnis?

Von Marlene Patsalidis

Eine junge Frau betritt ein Restaurant in Seoul. Sie bittet um einen Tisch für sich allein, bestellt Ramen und Rotwein, fischt einen Roman aus ihrer Tasche und beginnt zu lesen. Ringsum verweilen Gäste an anderen Tischen ebenfalls solo. Blickdichte Trennscheiben separieren die Männer und Frauen, die keine Notiz voneinander zu nehmen scheinen.

Solche Szenen sind in der südkoreanischen Millionenmetropole längst keine Seltenheit mehr. In dem kollektivistisch geprägten Staat ist das selbst gewählte Einzelgängertum populär geworden. Davon zeugen zigfach im Netz geteilte Bilder von einsam essen den Südkoreanern, Blogs, die Einblicke ins „Loner-Life“ geben, oder Apps, die Konsumgüter für den Alltag auf Solopfadern preisen. Benannt wurde das Phänomen mit dem Begriff „Honjok“ – aus den Wörtern „hon“ (allein) und „jok“ (Stamm).

Einsame Zuflucht

„Das Abkapselungsbedürfnis kommt daher, dass die Leistungsgesellschaft vor allem in Teilen Asiens stark ausgeprägt ist“, erläutert Psychologin Karin

Flenreiss-Frankl. Junge seien davon zunehmend überfordert. „Um vor dem Druck und der Unsicherheit zu flüchten, ziehen sie sich zurück, suchen im Alleinsein Rückhalt und eine kontrollierbare Situation.“ Wegen des oft enorm hohen Arbeitspensums bleibe auch wenig Zeit für Nähe und Beziehungen. In ihrer Praxis beobachtet sie, dass auch hierzulande immer mehr junge Menschen an Überforderung leiden. „Zu mir kommen immer wieder junge Männer und Frauen, die nur mehr Kontakte übers Internet pflegen, die nicht wissen, wo sie im Leben hinmöchten, und sich einigeln.“

Ähnlich sieht es Kulturforscher Thomas Herdin, der hinter dem Siegeszug der sozialen Isolation im asiatischen Raum auch einen Akt des Protests vermutet: „Es kann als Versuch gedeutet werden, sich von kollektivistischen Wurzeln zu befreien, Raum für die eigene Identität und das eigene Lebenskonzept zu beanspruchen und familiäre Verpflichtungen, die in Asien oft vereinnahmend und belastend sind, abzustreifen.“ Letztlich sei diese Form der extremen Individualisierung wohl auch Ausdruck dessen, „dass junge Menschen sich überall auf der Welt gern ausprobieren.“

Den Trend zur Abschottung sieht Flenreiss-Frankl kritisch: „Rückzug kann für einen bestimmten Zeitraum gut zur Selbstfindung sein. Ist Alleinsein zeitlich begrenzt, etwa bei einem temporären Lockdown, kommt man damit leichter zurecht als mit ungewissen Dimensionen.“ Verbleibt man über mehrere Monate oder Jahre in Isolation, birgt das Gefahren für die Psyche. „Wer dauerhaft isoliert lebt, entwickelt vermehrt Ängste und depressive Symptome.“ Nach langen Phasen des Rückzugs „sozial wieder in die Gänge zu kommen“, sei fordernd.

Autonomie am Vormarsch

Die Zahl der Alleinlebenden wird in den kommenden zehn Jahren stark steigen, prognostiziert die Statistik Austria. 2019 gab es in Österreich 1,48 Millionen Einpersonenhaushalte, 1985 waren es knapp 770.000. Fortschreitende Individualisierung und mehr Trennungen sind unter anderem Gründe dafür. [...]

Im April erklärten die kanadisch-chinesische Journalistin Crystal Tai und US-Psychologin Francie Healey „Honjok“ in ihrem gleichnamigen Buch zum globalen Phänomen – und holten die Bewegung aus dem tristen Eck. In

ihrem „Manifest für das selbst gewählte Alleinsein“ beschreiben sie das Lebensmodell als „inspirierende Haltung, die zu mehr Glück führt.“ Gewollter Rückzug

kann in der Tat heilsam sein, weiß Flenreiss-Frankl: „Wir leben in hektischen Zeiten, kommen nur selten richtig zur Ruhe. Phasen des Rückzugs können innerer

Einkehr dienen, um sich wieder aufs Wesentliche zu besinnen.“ ■

Quelle: Kurier, 29. Oktober 2020, S. 26.

Thema 3: Soziale Gerechtigkeit

Aufgabe 2

Klimaschutz als soziale Frage?

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen einen Kommentar zum Thema *Klimaschutz und soziale Gerechtigkeit* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Kommentar *Klima retten, aber nicht auf Kosten von Freiheit und Demokratie* von Gerhard Hofer aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Die Presse* vom 12. Juli 2019 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Benennen Sie die im Kommentar dargestellte Problematik.
- Nehmen Sie Stellung zu ausgewählten Aussagen des Autors.
- Bewerten Sie die Forderung, das Klima dürfe „nicht auf Kosten von Freiheit und Demokratie“ gerettet werden.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Leitartikel

Klima retten, aber nicht auf Kosten von Freiheit und Demokratie

„Fliegen tötet“, sagen Umweltschützer und fordern hohe Preise für Flugtickets. So retten wir nicht die Welt, so treiben wir nur einen Keil in die Gesellschaft.

Von Gerhard Hofer

Die Schweden haben bereits einen Namen dafür. „Flygskam“ nennen sie es. Längst ist auch bei uns von der „Flugscham“ die Rede. „Fliegen tötet“, sagte ein Schweizer WWF-Aktivist kürzlich in einem Interview mit der „Neuen Zürcher Zeitung“. „Sind jetzt also alle Klimamörder, die dieser Tage mit ihren Familien in den Flieger steigen und einfach nur ein paar Tage Urlaub genießen möchten?“, könnte man jetzt etwas überspitzt fragen.

Es ist schon faszinierend, wie radikal sich die Tonalität in Sachen Klimawandel geändert hat. Jahrzehntlang wurde das Thema verharmlost. Bei Klimakonferenzen schlug man sich auf die Brust und stimmte das Lied von Mutter Erde an, aber in der Praxis ist wenig passiert. Auch wir in Österreich taufte das Landwirtschafts- in ein Nachhaltigkeitsministerium um, aber das Klimaschutzziel, das die EU-Länder beschlossen haben, werden wir verfehlen. Bis 2030 wollen wir die Treibhausgasemissionen um 40 Prozent im Vergleich zu 1990 senken. Auf dem Weg dorthin liegt Österreich EU-weit an

der erbärmlichen 19. Stelle. Das, obwohl kein einziges Land wirklich gut im Rennen ist.

Mittlerweile ist auch dem borniertesten Dinosaurier klar geworden, dass wir ein Problem haben. Konnten sich noch vor wenigen Jahren Klimawandelskeptiker – auch in dieser Zeitung – fröhlich über die grünen Untergangspropheten lustig machen, so ist mittlerweile fast allen das Lachen vergangen. Naturkatastrophen, extreme Hitzeperioden, Überschwemmungen. Einst nannte man derartige Wetterkapriolen Jahrhundertereignisse. Heute sind sie alltäglich geworden.

Ja, der Klimawandel ist eine, wenn nicht die größte Herausforderung der Menschheit. Ja, dieses Problem ist kein Problem der Politik, Industrie oder Chinesen, es ist eines, dem sich jeder stellen muss. Aber die derzeitige Debatte ist leider mindestens so gefährlich wie der Klimawandel selbst. Sie grenzt aus, sie dividiert auseinander, sie treibt einen Keil in unsere Gesellschaft. Die Klimadebatte droht zu einem elitären Machtkampf zu werden, bei dem es sich einige wenige richten. Etwa, wenn sie von Verzicht reden. Ja, es lässt

sich eben leicht verzichten, wenn man im Überfluss lebt. Und der dritte oder vierte Wochenendflug nach Barcelona, London oder Paris muss ja wirklich nicht sein. Aber es gibt auch Menschen, die ein ganzes Jahr hart dafür schufteten; es gibt auch Länder und Regionen, die es zu einem verhältnismäßig bescheidenen Wohlstand gebracht haben und jetzt auch etwas von der Welt sehen wollen. Aber die wollen wir nicht, die chinesischen Bustouristen, sie sorgen nur für verstopfte Straßen und führen zu Overtourism.

Ist es nicht eine großartige Entwicklung, dass die Welt heute vielen Menschen offensteht? Was heute abschätzig als Massentourismus bezeichnet wird, sind in Wahrheit die Früchte von Freiheit und Demokratie. Es gibt wenige Erfindungen, die so viel zum Fortschritt und Wohlstand beigetragen haben wie Automobil und Flugzeug. Sie bieten völlig neue Möglichkeiten im Beruf, in der Bildung, für das ganze Leben. Es muss uns gelingen, die Klimakatastrophe zu verhindern, ohne dabei in eine soziale Katastrophe zu schlittern und Fortschritt, Freiheit oder Demokratie zu gefährden.

Fliegen trägt 2,7 Prozent der weltweiten CO₂-Emissionen bei. Mit unseren Smartphones und Tablets, mit denen wir stundenlang im Internet surfen und Netflix-Filme streamen, blasen wir schon jetzt doppelt so viel Treibhausgas in die Luft. 2025 wird unser digitaler Lebensstil gleich viel CO₂-Emissionen verantworten wie der Pkw-Verkehr. Viele Umweltschützer

wissen das längst, am Pranger stehen aber Flugzeug und Auto. Hat Klimaschutz-Ikone Greta Thunberg bei den Schülerstreiks „Fridays for Future“ ihren Fans schon gesagt, dass weniger YouTube und Instagram auch weniger CO₂-Belastung bedeutet?

Klimaschutz darf nicht heißen, dass die einen verzichten und die

anderen nicht, dass die einen ausgegrenzt werden und die anderen nicht. Dass die einen Freiheit und Wohlstand verlieren und die anderen nicht. Sollten wir tatsächlich auf diese Art die Welt retten wollen, na dann: Bon voyage! ■

Quelle: <https://www.diepresse.com/5658753/klima-retten-aber-nicht-auf-kosten-von-freiheit-und-demokratie> [17.03.2022].

INFOBOX

Bon voyage! (frz.): Gute Reise!

Overtourism: Steigerung des Massentourismus bis zur Überbelastung touristischer Ziele

Thema 3: Technik und Ethik

Aufgabe 2

Autonome Autos

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Bericht *Moralische Dilemmata autonomer Autos* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Bericht *Moralische Dilemmata autonomer Autos* aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Der Standard* vom 24. Juni 2016 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie kurz wieder, welche ethischen Fragen sich im Zusammenhang mit autonom fahrenden Autos ergeben.
- Nehmen Sie zu einer dieser Fragen Stellung.
- Begründen Sie, ob bzw. unter welchen Bedingungen die Entwicklung autonom fahrender Autos gefördert werden soll.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Moralische Dilemmata autonomer Autos

Wie soll man Fahrzeuge für Unfälle programmieren? Darf der Passagier notfalls geopfert werden? Eine neue Studie zeigt, dass diese moralischen Dilemmata gravierender sind als gedacht

Cambridge/Wien. Bereits ab Herbst werden auch in Österreich auf bestimmten Strecken selbstfahrende Autos getestet. Technologiekonzerne wie Google oder Apple arbeiten seit mehreren Jahren daran, weshalb auch Automobilkonzerne in Europa, den USA und Japan längst nachgezogen haben und daran basteln.

Ein großer Vorteil der autonomen agierenden Autos wäre, dass die Zahl der Verkehrsunfälle um bis zu 90 Prozent zurückgehen würde. Doch dazu müssten die selbstfahrenden Fahrzeuge die Mehrheit unter den Straßenfahrzeugen stellen. Denn diese Autos wären frei von all den menschlichen Unzulänglichkeiten: Alkohol am Steuer ebenso wie Smartphone-Ablenkung oder überhöhte Geschwindigkeit.

Klar ist aber auch, dass unvorhersehbare Ereignisse auch mit autonomen Autos zu Unfällen führen werden, und hier beginnt die Sache nicht nur technisch, sondern auch moralisch knifflig zu werden: Wie

sollte das Auto reagieren, wenn ein Kind auf die Straße läuft, beim Ausweichen aber ein anderer Passant überfahren würde? Sollte das Auto so programmiert werden, dass in Extremfällen eher der Passagier getötet wird, wenn dadurch zehn andere Leben gerettet werden können?

Ein Forschertrio um Iyad Rahwan (MIT in Cambridge) konfrontierte in Experimenten knapp 2.000 Testpersonen mit solchen Fragen. Die besondere Pointe: Die Teilnehmer sollten ihre Bewertungen in verschiedenen Rollen abgeben – als unbeteiligte Beobachter oder als potenzielle Insassen des Autos. Schließlich wurden die Testpersonen noch gefragt, welche Programmierung sie sich für ihr eigenes autonomes Auto wünschen würden.

Zwar bevorzugte eine deutliche Mehrheit der Teilnehmer eine Programmierung, die möglichst wenige Opfer verursachte: Im Fall von den zehn Fußgängern und einem Autofahrer entschieden

sich 76 Prozent dafür, den Fahrer zu opfern. Anders sah dies erwartungsgemäß dann aus, wenn ein Fahrer einem einzigen Fußgänger gegenüberstand: Hier fanden es nur 23 Prozent der Teilnehmer richtig, den Fahrer zu opfern. Völlig anders reagierten aber jene Testpersonen, die sich selbst in der Rolle als Mitfahrer sahen.

In diesen Widersprüchen sehen die Studienautoren freilich auch ein Dilemma für die Autoindustrie: Werden die Autos nach allgemein akzeptierten moralischen Grundsätzen programmiert, dann werden wohl weniger Personen diese Autos kaufen.

Ein möglicher Ausweg könnte sein, den Autos eine „dosierbare“ Moral zu verpassen: Letztlich entscheidet dann der Käufer oder Fahrer des Autos, welche moralische Feinjustierung er für sein Auto vornimmt: eher egoistisch oder altruistisch. ■

Quelle: <http://derstandard.at/2000039776493/Moralische-Dilemmata-autonomer-Autos> [27.05.2019].

INFOBOX

MIT: Massachusetts Institute of Technology, technische Hochschule und Universität in Cambridge, Massachusetts, USA

Thema 3: Umgang mit Lebensmitteln

Aufgabe 2

Lebensmittel aus dem Müll

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen das Interview „*Was Bioläden wegwerfen, ist unglaublich*“ und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie das Interview „*Was Bioläden wegwerfen, ist unglaublich*“ mit dem Mülltaucher „Pedro“ aus der Online-Ausgabe des deutschen Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* vom 25. Dezember 2014 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie kurz die im Text dargestellte Form der Lebensmittelbeschaffung.
- Bewerten Sie das „Containern“.
- Machen Sie Vorschläge, wie das Wegwerfen von Lebensmitteln reduziert werden kann.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Lebensmittel aus der Mülltonne

„Was Bioläden wegwerfen, ist unglaublich“

Mülltaucher, auch Containerer genannt, durchstöbern den Abfall von Supermärkten nach Lebensmitteln. Sie ernähren sich von dem, was die Geschäfte wegwerfen – das ist eine ganze Menge. Ihre Aktionen sind allerdings illegal.

Interview: Jens Lubbadeh

Zur Person

Pedro (der Name ist ein Pseudonym) ist 42 Jahre alt. Der diplomierte Biologe lebt in einer Großstadt im Rhein-Main-Gebiet. Er geht seit Jahren regelmäßig containern.

SPIEGEL ONLINE: *Wie sind Sie zum Containern gekommen?*

Pedro: Während des Studiums habe ich in einem Hotel gearbeitet, das viele Lebensmittel weggeworfen hat, teilweise verpackte. Die Mitarbeiter durften nichts davon mitnehmen. Das hat mich zum Nachdenken gebracht. Dann bin ich im Internet über Leute gestolpert, die containern. Jetzt mache ich es seit vier Jahren.

SPIEGEL ONLINE: *Aus ethischen oder aus finanziellen Gründen?*

Pedro: Sowohl als auch.

SPIEGEL ONLINE: *Wie läuft ein Containergang ab?*

Pedro: Ich gehe nach Anbruch der Dunkelheit und mindestens eine Stunde nach Ladenschluss mit einer Stirnlampe, Gummihandschuhen und ein paar Tüten los. Entweder allein mit dem Rad oder mit anderen zusammen im Auto. Hundert Meter vorm

Geschäft mache ich alle Lichter aus, nähere mich langsam den Mülltonnen. Und dann fange ich an – leise und schnell. In einer Nacht arbeite ich mehrere Spots ab.

SPIEGEL ONLINE: *Durchstöbern Sie auch die Mülltonnen von Restaurants?*

Pedro: Restaurants lohnen sich nicht. Wir waren einmal bei einem McDonald's. Dort war auf dem Boden eine zentimeterdicke Fettschicht, das hat uns so geekelt, dass wir's gelassen haben. Wir containern fast nur bei Supermärkten – Discounter, Biomärkte, Großverbrauchermärkte.

SPIEGEL ONLINE: *Ekelt Sie das nicht, im Müll zu wühlen?*

Pedro: Anfangs war da eine Mischung aus Angst, Respekt und vielleicht auch Ekel. Aber mittlerweile ist es fast schon Routine.

SPIEGEL ONLINE: *Sind im Müll-eimer Ratten?*

Pedro: Ich habe noch keine gesehen, aber an einer Stelle gibt es manchmal Lebensmittel mit Biss-spuren. Die esse ich nicht.

SPIEGEL ONLINE: *Sind die Müll-tonnen gesichert?*

Pedro: Die meisten sind frei zu-gänglich. Es gibt oft Bewegungs-

melder, manchmal Kameras. Aber die kümmern uns nicht, weil sie nur bei einem Einbruch ausgewertet werden. Es gibt einen Spot, wo ich unter einem Zaun durchklettern muss, das ist leider auch der beste.

SPIEGEL ONLINE: *Containern Sie bei Privatleuten?*

Pedro: Nein, das lohnt sich nicht.

SPIEGEL ONLINE: *Wie oft gehen Sie containern?*

Pedro: Einmal pro Woche.

SPIEGEL ONLINE: *Bekommen Sie dabei alle Lebensmittel, die Sie brauchen?*

Pedro: Ja, ich muss eigentlich gar nicht mehr einkaufen gehen, allenfalls noch Getränke. Ich finde manchmal sogar auch Nicht-Lebensmittel: Kleidung, Rasierer, alles Mögliche wird weggeworfen.

SPIEGEL ONLINE: *Findet man zur Weihnachtszeit besondere Leckerbissen?*

Pedro (lacht): Oh ja, viel Schokolade natürlich. Nach Fest- und Feiertagen wird allgemein sehr viel weggeworfen. Vor allem an Neujahr, weil eine Menge Haltbarkeitsdaten aufs Jahresende datiert sind.

SPIEGEL ONLINE: *In welchem Zustand sind die Lebensmittel?*

Pedro: Das ist sehr verschieden. Bei Discountern findet man zuweilen recht unappetitliche Sachen. Aber ich habe Handschuhe an und wasche alles zu Hause. Je teurer das Geschäft, desto bessere Lebensmittel werden weggeworfen. Bei Bioläden beispielsweise. Was die wegwerfen, ist einfach unglaublich.

SPIEGEL ONLINE: *Sind das immer Lebensmittel, die abgelaufen sind?*

Pedro: Größtenteils ja, aber das Mindesthaltbarkeitsdatum ist in meinen Augen Verbrauchertäuschung und dient nur den Produzenten. Lebensmittel werden nicht von einem Tag auf den anderen schlecht. Meine Oma hat mir beigebracht, dass man auf seine Sinne vertrauen soll. Das hat jahrhundertlang gut geklappt. Das Mindesthaltbarkeitsdatum gibt es erst seit den Achtzigern.

SPIEGEL ONLINE: *Wie ist das mit Fleisch, Fisch und Eiern?*

Pedro: Die finde ich nicht so häufig, und natürlich bin ich da vorsichtiger. Eier kann man leicht prüfen: Wenn sie in Wasser schwimmen, sind sie nicht mehr genießbar.

SPIEGEL ONLINE: *Haben Sie sich schon mal den Magen verdorben?*

Pedro: Nein. Im Zweifel werfe ich das Lebensmittel weg. Ich weiß auch nur von einem Containerer, der einmal Durchfall bekommen hat.

SPIEGEL ONLINE: *Wie hat das Containern Ihre Ernährung beeinflusst?*

Pedro: Ich gehe sehr bewusst mit Lebensmitteln um, versuche aus allem etwas zu machen. Ich bin kein Vegetarier oder Veganer, Biolebensmittel bevorzuge ich, aber ich nehme alles, was ich kriegen kann. Mir geht es darum, nichts zu verschwenden.

SPIEGEL ONLINE: *Wie verbringen Sie Weihnachten?*

Pedro: Ganz normal mit meiner Familie, ich werde auch den Gänsebraten essen, den meine Mutter sicherlich wieder kochen wird. Sie ist vom Containern nicht begeistert, akzeptiert es aber. In meiner Familie wissen es nicht alle. Stellen Sie sich vor, wenn die Kinder meiner Geschwister das in der Schule erzählen würden – die würden gemobbt werden. Das möchte ich nicht.

SPIEGEL ONLINE: *Wurden Sie mal erwischt?*

Pedro: Ja, mehrmals von Supermarktmitarbeitern. Die Reaktionen sind sehr unterschiedlich. Manche dulden es, manche schicken uns weg. Mit der Polizei hatten wir bisher selten Kontakt. Einmal konnten wir uns rausreden, ein anderes Mal war ich allein, und der Polizeibeamte hat mich laufen lassen. ■

Mülltauchen, Dumpstern, Containern: *Die Begriffe sind synonym [...]. Die Motive von Mülltauchern können ethischer Natur sein, beispielsweise eine kritische Haltung zur Konsum- und Wegwerfgesellschaft. Aber viele tun es auch aus finanziellen Gründen, zum Beispiel Studenten. [...]*

Quelle: <http://www.spiegel.de/gesundheit/ernaehrung/containern-lebensmittel-aus-der-muelltonne-a-1009663.html> [30.11.2018].

Thema 2: Umgang mit Zeit

Aufgabe 2

Geduld

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen das Interview *Wozu brauchen wir noch Geduld?* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie das Interview *Wozu brauchen wir noch Geduld?* mit Gerhard Benetka aus der Tageszeitung *Salzburger Nachrichten* vom 24. Juni 2017 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie ausgewählte Aussagen Benetkas zum Thema *Geduld* wieder.
- Setzen Sie diese Aussagen in Beziehung zu eigenen Erfahrungen und Wahrnehmungen.
- Nehmen Sie Stellung zur Forderung Benetkas, das Leben zu entschleunigen.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Wozu brauchen wir noch Geduld?

Menschen wollen und müssen immer mehr in immer kürzerer Zeit, am besten überhaupt gleichzeitig erleben und erledigen. Geduldige Zeitgenossen wirken damit fast wie aus der Zeit gefallen.

Interview: Ursula Kastler

Alles kommt von selbst zu dem, der warten kann, sagt die Volksweisheit. Wer Bedürfnisse aufschieben kann und ausdauernd ist, wer Geduld hat, lebt gesünder und erfolgreicher, sagt die Wissenschaft. Wer sich umschaute und auf sein eigenes Leben blickt, merkt: In der Wirklichkeit ist das nicht so. Kaum jemand glaubt, dass er mit Geduld überhaupt noch irgendwohin kommt oder das bekommt, was er gern haben möchte. „Jetzt und sofort“ ist die Devise.

Ist Geduld also etwas, das wir für ein gutes Leben nicht mehr brauchen? Gerhard Benetka, Professor für Psychologie, hat sich darüber den Kopf zerbrochen. Geduldig.

SN: *Wo haben wir denn die Geduld verloren?*

Gerhard Benetka: Ich denke, auf dem Weg der Beschleunigung, die unser soziales Leben erfahren hat. Zunächst auf technischer und ökonomischer Ebene: Nehmen Sie etwa die Steigerung der Geschwindigkeit von Transportprozessen: Wie rasch wir heute von einem Ort zum anderen, von einer Kultur in die andere wechseln können! Dann auf der Ebene der individuellen Lebensentwürfe,

wie wir Beziehungen leben: Statt Lebenspartnern gibt es Lebensabschnittspartner. Oder ein anderes Beispiel: Niemand rechnet mehr damit, eine bestimmte Arbeitstätigkeit sein ganzes Berufsleben lang auszuüben. Ein späterer Jobwechsel ist bereits beim Antritt jeder neuen Anstellung programmiert. Diese allgemeine Beschleunigung des Sozialen schlägt sich natürlich auch im Alltag der Menschen nieder. Denken Sie an das Tempo, in dem die Menschen in den Großstädten herumeilen! Studien zeigen, dass sich Leute immer weniger Zeit zum Essen und Schlafen nehmen. Kurz und gut: Für die spätmodernen Menschen ist die Zeit eine knappe Ressource geworden: Sie wollen immer mehr in immer kürzerer Zeit, am besten überhaupt gleichzeitig erleben und erledigen. Geduld wirkt fast anachronistisch.

SN: *Die meisten Menschen beklagen, dass ihnen das Tempo zu viel wird. Muss das alles so sein?*

Benetka: Die Antwort ist: Nein. Aber es ist schwierig, sich zu entziehen. Das hat auch mit der Konsumwelt zu tun. Die „Logik“ der Warenproduktion erzeugt eine Wegwerfmentalität, alles scheint uns jederzeit durch Neues und Gleichwertiges sofort ersetzbar. Unter diesen Bedingungen

fällt es schwer, dass wir zu Dingen eine Beziehung aufbauen. Dass wir etwa Möbel aussuchen, die uns lange begleiten, die wir pflegen, deren alltäglicher Gebrauch aber doch Spuren der Abnutzung hinterlässt, individuelle Lebensspuren, die uns die Dinge um uns herum vertraut machen – solche Dinge spiegeln einen Teil unseres Lebens, sie sorgen dafür, dass wir uns „zu Hause“, irgendwie verankert fühlen.

SN: *Anker zu werfen hat aber nur Sinn, wenn man sein Leben längerfristig planen kann. Viele, vor allem junge Menschen, können das nicht mehr ...*

Benetka: Das stimmt. Wenn wir an unserer Universität Studenten befragen, wie sie sich ihre Zukunft vorstellen, dann finden wir etwas, was man als „Gegenwartsverankerung“ bezeichnen könnte. Die jungen Leute misstrauen allen utopischen Zukunftsentwürfen, sie sehen, dass in unserer Welt vieles nicht in Ordnung ist, sie glauben, dass sich nur im Privaten etwas verändern lässt.

Langfristig sehnen sie sich nach Sicherheit, nach einem Eigenheim, das ihnen Schutz bietet gegen die Unbill der Welt. Allerdings: Mit der Unbill der Welt werden sie sehr früh schon

konfrontiert: Nach Abschluss der Schulbildung lässt man ihnen kaum noch Zeit, sich zu finden und zu entwickeln. Das gilt für den Arbeitsprozess und für das Studium gleichermaßen: Wer nicht sofort spurt, wird ausgeschieden. Auch das ist Teil der Konsum- und Wegwerfideologie.

SN: *Vielleicht brauchen wir die Geduld nicht mehr?*

Benetka: Im Gegenteil, wir brauchen sie dringend. Wir brauchen alles, was damit zusammenhängt: Muße, Gelassenheit, Beharrlichkeit, Achtsamkeit, sich Zeit nehmen für sich und andere, sich Zeit nehmen, um gute Lösungen für komplexe Probleme zu finden.

Nehmen wir als Beispiel die Schule: Wenn bei uns junge Leute nach der Matura mit dem Studium anfangen, dann müssen wir feststellen, dass sie schlecht vorbereitet sind. Sie haben gelernt, alles zu lernen, was man ihnen vorsetzt, egal, ob sie es verstanden haben oder nicht. Was man ihnen abverlangt, ist Disziplin, was sie nicht lernen, ist – Neugier. Man müsste den Umfang des ganzen Lernstoffs drastisch reduzieren und sich mit dem Rest intensiv und geduldig beschäftigen.

Einen Mangel an Geduld sehe ich auch in unserer Wissenschaft. Kein Fall gleicht dem anderen, ein und dieselben Auffälligkeiten haben oft sehr unterschiedliche

Ursachen und umgekehrt: ein und dieselben Ursachen oft sehr verschiedene Wirkungen. Die Einzigartigkeit und Unterschiedlichkeit der Menschen lässt mich immer wieder staunen. Nur mit Geduld wird man den Menschen gerecht.

SN: *Was wäre zu tun?*

Benetka: Wo es möglich ist, sollten wir einhalten und Tempo herausnehmen. Es ist ein Trugschluss, zu glauben, dass man mehr lebt, wenn man schneller lebt. ■

Gerhard Benetka lehrt und forscht als Professor der Psychologie an der Sigmund-Freud-Privatuniversität. [...]

Quelle: Salzburger Nachrichten, 24. Juni 2017, S. 26.

INFOBOX

Unbill: etwas Übles, das jemand zu ertragen hat

Thema 3: Zusammen leben

Aufgabe 2

Zusammenleben von Generationen

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Bericht *Generationen: Wohnkonzepte gegen die Isolation* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Bericht *Generationen: Wohnkonzepte gegen die Isolation* von Christine Imlinger aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Die Presse* vom 30. Juni 2014 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie kurz die Idee, die laut Textbeilage hinter Projekten zu generationenübergreifendem Wohnen steht, und einige Formen der Umsetzung laut Textbeilage.
- Beurteilen Sie diese Idee im Hinblick auf Chancen und Risiken für Jung und Alt.
- Machen Sie abschließend Vorschläge, wie man das Zusammenleben zwischen den Generationen gestalten soll.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Generationen: Wohnkonzepte gegen die Isolation

Weil sich Großfamilien räumlich voneinander entfernen, wachsen nun mit Häusern für mehrere Generationen neue Gemeinschaften.

Von Christine Imlinger

Wien. Ein Zaun trennt die Generationen. Schweres Metall, manns hoch, kaum zu überwinden. Dahinter sitzen unter weißen Sonnensegeln die Alten auf Gartengarnituren. Blinzeln in die Sonne, plaudern, spielen. Auf der anderen Seite die Jungen unter Bäumen, die mit einer Flasche Sekt das Semesterende feiern. Der Zaun stört das Bild, schließlich wäre das Projekt auf generationenübergreifendes Leben ausgerichtet.

„Der Zaun“, erklärt Robert Nigl von der Caritas Wien, „ist aus Sicherheitsgründen nötig, schließlich leben dahinter viele Demenzkranke.“ Der Gemeinschaftsgarten davor, eine riesige Dachterrasse, ist quasi als Begegnungszone für Jung und Alt angelegt. Schließlich leben die 136 Bewohner vom Haus St. Teresa, dem Senioren- und Pflegehaus der Caritas, das im Frühling bezogen wurde, direkt gegenüber dem Studentenheim Base 22.

Die beiden Neubauten sind Teil des Großprojekts Neu Stadlau. Ein Stadtteil, 140.000 Quadratmeter groß, für den sich die Stadt

explizit das bessere Zusammenleben verschiedener Generationen zum Ziel gesetzt hat. In unmittelbarer Nachbarschaft entstand der Wohnpark Oase 22 auf ehemaligen Betriebsgründen von Waagner-Biro, mit 346 geförderten Wohnungen (davon 30 für betreutes Wohnen), Sportplätzen, Freiflächen und einem geriatrischen Tageszentrum.

Generationenübergreifendes Wohnen ist ein Trend, der sich bei Wohnbauprojekten durchsetzt: Im Sonnwendviertel entstehen sie wie auch in der Seestadt Aspern mit dem Haus des Lebens, in dem eine Gemeinschaft aus 100 Menschen, je zur Hälfte Jüngere und Ältere, wachsen soll. Ein Wohnbetreuer soll die Nachbarn zusammenbringen, etwa Pensionistinnen als Babysitter vermitteln. Ähnliche Projekte entstanden in den letzten Jahren in ganz Wien: Das Kolping-Werk betreibt „Gemeinsam leben“-Häuser, in denen Menschen in stationärer Pflege mit weitgehend selbstständigen Senioren und Alleinerzieherinnen leben. Auch die Ottakringer Kornhäusl-Villa wurde als „Wohnen für Generationen“ revitalisiert. Und im privaten Bereich setzt sich ebenfalls die Idee, Alt

und Jung als Ersatzfamilie zusammenzubringen, durch: Die Wiener Onlineplattform „WGGe!“ vermittelt Studenten, die gegen günstige Miete gern im Haushalt oder bei der Kinderbetreuung helfen, an Menschen mit freiem Wohnraum.

Die Idee dahinter ist stets dieselbe: Ressourcen nutzen, Isolation verhindern. Schließlich ändern sich die Ansprüche von Senioren: Sie wollen lange selbstbestimmt leben, in Wohnungen mit Betreuungsmöglichkeit oder in WG-ähnlichen Verbänden, nur nicht im klassischen Heim. Der Bedarf steigt rasant: 2020 dürfte in Wien laut Prognose eine halbe Million Menschen über 60 Jahre alt sein.

„Struktur muss erst wachsen“

Das Hausgemeinschaftsmodell ist auch im Haus St. Teresa umgesetzt, je 14 Menschen leben in einer WG, deren Zentrum Wohnküche und Wohnzimmer sind. Modern gestaltet und doch voll mit Möbeln oder Bildern, die an vergangene Jahre erinnern: ein Telefon mit Wählscheibe, Bilder von der längst verstorbenen Schauspielerin Magda Schneider. „Häuser für Senioren“, sagt Nigl,

„werden gemeinschaftlicher, offener.“ Es wird Tür an Tür mit Kindergärten gebaut, Nachbarn werden zu Festen oder als Ehrenamtliche eingeladen. Intergenerationelles Wohnen sei „seit fünf Jahren“ ein starker Trend.

Wie funktioniert das Zusammenleben in Stadlau? „Die Struktur

muss wachsen“, sagt Nigl. Die Studenten wurden kürzlich eingeladen, ein paar Studentinnen haben sich auch gefunden, die regelmäßig auf Besuch kommen wollen. Noch läuft es langsam. Sie, so erzählen zwei Damen auf der Terrasse, hätten bisher noch keine Studenten von Gegenüber kennengelernt. Auch wenn sie das

freuen würde, wie eine der beiden bei einer (eigens arrangierten) Partie „Mensch ärgere Dich nicht“ mit zwei Studenten erzählt. Und auch diese hatten bisher keinen Kontakt mit den Senioren. Bis auf eine Beschwerde wegen nächtlichen Grillens. Grundsätzlich seien sie dafür aber offen. ■

Quelle: https://diepresse.com/home/99ideen/3830248/Generationen_Wohnkonzepte-gegen-die-Isolation [14.03.2018].

Thema 3: Familie

Aufgabe 2

Staat und Familie

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen einen Kommentar zur Rolle von Staat und Familie und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Kommentar *Familiendämmerung* von Eric Frey aus der Schwerpunktausgabe *Familie* der Tageszeitung *Der Standard* vom 7./8. Dezember 2019 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie kurz Eric Freys Position zum „Niedergang der Familie im Westen“ wieder.
- Bewerten Sie die Position des Autors.
- Begründen Sie Ihre eigene Position zu dieser Thematik.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Familiendämmerung

Konservative Stimmen betrauern gerne den Niedergang der Familie im Westen. Aber ein Blick in andere Kulturen zeigt: Wo die Loyalität zur Familie eingefordert wird, herrschen Korruption, Misswirtschaft und Gewalt. Es ist Zeichen einer modernen Demokratie, dass man sich dafür oder dagegen entscheiden kann.

Von Eric Frey

Familien werden vor allem in konservativen Kreisen gerne als Keimzellen der Gesellschaft und des Staates bezeichnet. Starke Familien, so das Argument, sorgen dafür, dass die größere Gemeinschaft auch gut funktioniert.

Aber warum sind dann die Familienbande gerade in Entwicklungsländern mit schwachen oder kaum existenten staatlichen Strukturen so ausgeprägt? Warum wird dafür in den nordischen Staaten mit ihren reifen Zivilgesellschaften kaum noch geheiratet und weisen andere europäische Demokratien besonders hohe Scheidungsraten auf?

Die Rolle der Familie bildet heute eine Frontlinie zwischen westlichen und nichtwestlichen Gesellschaften. Während hierzulande der Familienbegriff vieler Migranten als überholtes patriarchales Korsett gesehen wird, das vor allem Ehefrauen und Kinder ihrer Freiheiten beraubt, herrscht anderswo Unverständnis über die fehlende Solidarität und Loyalität in europäischen oder amerikanischen Familien.

Wie kann es nur sein, bekam meine Mutter vor einigen Jahren

von einer Einwanderin aus Aserbaidschan zu hören, dass sie bei keinem ihrer drei Söhne wohnt? Was sind das für Menschen, die ihre Mutter alleinlassen, fragte vorwurfsvoll die Frau, die mit ihrer erwachsenen Tochter in einer deutschen Stadt wohnt. Sollten Sie nicht Ihrer Tochter mehr Freiheit lassen, fragte meine Mutter zurück – und stieß damit wiederum auf Befremden.

In weiten Teilen der Welt ist es der Normalfall, dass mehrere Generationen unter einem Dach leben, die Eltern den Ehepartner aussuchen und man ihnen auch als Erwachsener gehorcht, die Sexualmoral streng ist, die Scheidung verpönt und die Bevorzugung von Verwandten gegenüber Fremden ganz natürlich ist. Was in Europa als Nepotismus und Korruption gilt, ist anderswo die einzig zulässige Moral. Wer seine Familie im Stich lässt, ist ein Verräter und muss in manchen Gesellschaften sogar ums Leben fürchten. In kaum einem anderen Bereich ist die kulturelle Kluft so groß wie bei der Familie.

Man kann, muss aber nicht

Das kann man religiös, kulturell, sozial oder wirtschaftlich erklären – oder politisch. Die Familie

mag zwar einst eine Keimzelle des Staates gewesen sein. In Demokratien mit Rechtsstaat und einem sozialen Netz verliert sie allerdings an Bedeutung: Ein Europäer kann sich seiner Familie zugehörig fühlen, aber er darf sich auch von ihr entfernen.

Diese Entwicklung lässt sich gut durch politische Theorie erklären. Zivilisation basiert auf Kooperation, doch diese entsteht nicht von selbst. [...]

Keimzelle und Gefängnis

Kooperation entsteht erst in gesellschaftlichen Strukturen, in denen Vertrauen herrscht, dass auch andere die Regeln befolgen, und man Bestrafung fürchtet, wenn man gegen Gemeinschaftsinteressen handelt. Die traditionelle Familie sorgt für beides, für Geborgenheit und Gehorsam. Sie ist daher die Keimzelle der Zivilisation, aber gleichzeitig ein Gefängnis, in dem die Angehörigen durch Religion, Scham und manchmal auch durch Gewalt zum Zusammenhalt gezwungen werden.

Ein moderner Rechts- und Sozialstaat kann diese Aufgaben viel besser erfüllen. Gesetze werden eingehalten, weil man sich sicher

sein kann, dass der Großteil der Mitbürger dies ebenfalls tut. Gegenseitige Rücksichtnahme wird durch das Bildungssystem sowie gemeinsame Werte vermittelt und im Falle von Verstößen durch eine funktionierende Justiz durchgesetzt. Dank eines stabilen Pensionssystems müssen Kinder nicht für ihre Eltern im Alter sorgen. Und wer in eine Notlage gerät, kann sich an staatliche Stellen wenden. Natürlich ist es schön, wenn Angehörige beispringen oder ihre Eltern im Alter pflegen. Aber es ist nicht zwingend. Ob man die Eltern täglich sieht oder nur zu Weihnachten, ob man seine Geschwister mag oder ihnen aus dem Weg

geht, ob man den Lebensstil der Eltern fortführt oder sich davon trennt, all das steht dem Einzelnen frei. In unserer Individualgesellschaft ist das Kollektiv der Familie nur eine von mehreren Wahlmöglichkeiten.

Wer Familienwerte verherrlicht, sollte eines bedenken: Starke Familien stehen starken Staaten im Weg. Wo die Loyalität zum eigenen Clan Vorrang hat, dort entsteht kein gemeinschaftliches Vertrauen. Dann werden Steuern nicht bezahlt und Gesetze ignoriert. Dann setzen Politiker, auch demokratisch gewählte, ihre Angehörigen in alle wichtigen Positionen, weil sie anderen nicht

trauen. Dann wird der destruktive Individualismus zwar innerhalb der Familien in Schach gehalten, dafür aber stehen Familien untereinander im ungeregelten Wettbewerb. Das führt zu Korruption, Misswirtschaft, bis hin zu Gewalt und Bürgerkrieg.

Bei aller Liebe zu meiner Frau und meinen Kindern, meinen Brüdern und meiner Mutter sehe ich den Niedergang der Familie im Westen ganz nüchtern als Zeichen des Fortschritts. Ein starker solidarischer Staat kann zwar nicht die menschlichen, sehr wohl aber die politischen Funktionen der Familie ersetzen. Und er soll das auch. ■

Quelle: Der Standard, 7./8. Dezember 2019, S. 14.

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Kulturgut Lesen

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Kommentar *Lesen, nur lesen!* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Kommentar *Lesen, nur lesen!* von Manuel J. Hartung aus der Online-Ausgabe der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* vom 16. November 2017 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie die Position des Autors wieder.
- Setzen Sie ausgewählte Wahrnehmungen des Autors in Beziehung zu Ihren eigenen.
- Begründen Sie Ihre eigene Position.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Kulturtechnik

Lesen, nur lesen!

Wie neue Technologie und alte Ignoranz die schönste aller Kulturtechniken gefährden

Von Manuel J. Hartung

Liebe Leserin, lieber Leser, Sie tun etwas, das auszusterben droht; Sie lesen einen Text.

Wie anders wäre es, wenn Sie diesen Leitartikel als Video anschauten: Vielleicht spreche ich Ihnen dann zu langsam, nervt Sie das Foto hinter mir oder lenkt Sie meine Gestik ab. Sie können es nicht ändern. Ich sende, Sie empfangen.

Da Sie diesen Text aber lesen, beginnen Sie zwei Gespräche: eines mit mir, eines mit Ihnen selbst. Vielleicht stoppen Sie beim Lesen, schweifen ab, denken nach. Durch die lange Weile Ihrer eigenen Geschwindigkeit entsteht etwas Neues.

Lesen ist die wichtigste Kulturtechnik, die Menschen haben. Lesen erschließt einem die Welt, erzeugt Mitgefühl, lässt einen die Furcht vor dem Furchtbaren überwinden, indem es das Furchtbare in Worte fasst. [...]

Das Lesen ist von zwei Seiten gefährdet, von neuer Technologie und alter Ignoranz.

So schnell wie nie ändert sich, wie Menschen kommunizieren. Erst haben sie immer mehr

gelesen und geschrieben; sie simsten, whatsappten und posteten. Die neue Schriftlichkeit verbreitete sich so schnell, dass Pessimisten von einer „Kultur des gesenkten Blicks“ sprachen, in der jeder in sein Smartphone starrt und in dudenferner Orthografie textet.

Jetzt kommt etwas Neues: die Kultur des gespitzten Mundes. Sprache ist der nächste große Schritt der Digitalisierung. Als Mobilfunk teuer war, verschickte man Datenartikel namens SMS. Heute sendet man lange Ansagen, die man in das Smartphone vor seinem Mund spricht. Kein Dialog entsteht, sondern digitales Rede-Pingpong. Zudem sprechen Menschen nun mit Maschinen, mit schlaun Systemen wie Siri, Alexa oder Google Home, die beliebte Weihnachtsgeschenke werden. Und Facebook-Chef Mark Zuckerberg kündigte gerade an, Videos ganz groß zu machen.

Der neue Modus erfasst auch die Hochkultur: Weniger Menschen kaufen Bücher, mehr gehen jedoch auf Buch-Events wie Lesungen; es reicht ihnen, sich durch den Autor „belesen zu fühlen“, wie die FAZ schrieb.

Wer immer spricht und nie schweigt, hat irgendwann nichts

mehr zu sagen. Selbst der Beredsame kann sich nicht aus sich selbst reproduzieren, er braucht den Raum des stillen Zwiegesprächs mit dem Geschriebenen. Wenn alle nur noch senden, wird immer mehr Gesendetes bedeutungslos. Sprechen ohne Lesen ist Gelaber.

Deutschland lebt von neuen Ideen und Erfindungen. Es müsste daher zu den vordringlichsten Aufgaben von Bildungspolitikern zählen, das Lesen zu retten. Doch seit Jahren ignorieren sie es und verlieren dabei die aus den Augen, die wenig Chancen und kaum eine Lobby haben: 7,5 Millionen Menschen können kaum lesen und schreiben. 28 Prozent der Eltern lesen ihren Kindern in den ersten drei Lebensjahren nicht regelmäßig vor. In acht deutschen Bundesländern sank die Lesekompetenz der Grundschüler zwischen 2011 und 2016, was nur deswegen nicht so auffiel, weil die Leistungen bei Rechtschreibung und Mathe stärker nach unten gingen.

Es gibt zwei Wege, mit diesen Befunden umzugehen: Kulturpessimisten bejammern genießerisch den Untergang; das lindert den Schmerz, macht die Rettung jedoch unwahrscheinlicher. Optimisten hingegen setzen auf die

produktive Verunsicherung, die die Krise des Lesens auslöst. Vielleicht kann sie ein „Gesetz“ inspirieren, das der Althistoriker Wolfgang Riepl vor hundert Jahren in einer Arbeit über das „Nachrichtenwesen des Altertums“ aufstellte: Dem zufolge verdrängt eine neue Kommunikationsform eine alte nicht, sondern führt diese auf ihre eigentliche Stärke zurück. Das Lesen wird man also nicht

durch Weltuntergangsgerede retten, sondern indem man es groß macht und besonders.

Viele Geschichten der Weltliteratur handeln von unerhörten Begebenheiten. Solche Begebenheiten müssten die Optimisten fürs Lesen erschaffen. Was das sein kann? Kleine Aktionen, von Lese-Flashmobs bis zu Bücher-schränken an jeder Ecke, aber

auch große Dinge wie grandiose Bibliotheksbauten; so gehen in sozialen Netzwerken gerade Bilder der neuen Bücherei von Binhai viral, einem spektakulären Palast der Bücher, der ausge-rechnet im hyperschnellen China gebaut wurde.

Wer das Lesen feiert, der rettet es. ■

Quelle: <http://www.zeit.de/2017/47/lesen-kulturtechnik-buecher-kommunikation-technologie> [12.12.2019].

INFOBOX

FAZ: Frankfurter Allgemeine Zeitung

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Theater für junge Menschen

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen das Interview *Theater der Jugend: „Wir wollen die Kinder nicht belügen“* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie das Interview *Theater der Jugend: „Wir wollen die Kinder nicht belügen“* mit Thomas Birkmeir und Gerald Maria Bauer aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Der Standard* vom 8. September 2017 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Nennen Sie einige der Aufgaben, die Thomas Birkmeir und Gerald Maria Bauer einem Theater für junge Menschen zuschreiben.
- Kommentieren Sie den Anspruch Birkmeirs, dass Theater für junge Menschen kritisches Denken fördern solle.
- Nehmen Sie Stellung zur Bedeutung von Theater in Zeiten moderner Medien.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Theater der Jugend: „Wir wollen die Kinder nicht belügen“

Das Theater der Jugend ist das größte seiner Art in Europa. Leiter Thomas Birkmeir und Chefdramaturg Gerald Maria Bauer über politisches Denken, Begeisterung, Vereinzeln und Verantwortung

Interview: Michael Wurmitzer

STANDARD: *Im Spielzeitheft spannen Sie große, auch politische Bögen: Das Theater der Jugend sei ein „Bollwerk gegen Engstirnigkeit, Arroganz und Diskriminierung“.*

Birkmeir: Politisches Denken, Empfinden und Agieren fängt in der Kindheit an. Wir sind geografisch nicht weit weg von Ungarn und Polen, wo Menschenrechte mittlerweile fraglich sind. Da fragen natürlich auch wir uns als Theatermacher für Kinder und Jugendliche, wie wir zu einer Art von Widerstandsdenken oder zumindest kritischem Denken Angebote machen können. Welche Stücke können wir zeigen, wo man sagt: Hier wehren sich Menschen gegen einen Common Sense, der nicht (mehr) richtig ist, oder gegen ein unfaires System? Das ist mir sehr wichtig.

STANDARD: *Wie schlägt sich das heuer konkret im Programm nieder?*

Birkmeir: Im *Meermädchen* nach Hans Christian Andersen zum Beispiel kommt jemand in eine andere Kultur. Nämlich aus dem Meer an Land. Und das scheitert, die Menschen wollen dieses

Meermädchen nicht annehmen. Das ist metaphorisch, aber vielleicht auch gar nicht so metaphorisch – in Italien kommen Flüchtlinge auch aus dem Wasser und treffen am Strand auf Leute im Urlaub. So versuchen wir, uns anzunähern. Da fragt man sich vielleicht selbst: Was tust du eigentlich, um denen zu helfen?

Bauer: Wenn man Märchen auf der Bühne erzählt, muss man ihren metaphorischen Charakter aber schon behalten. Das wird gerne verwechselt: Wir sind keine Erziehungsanstalt, Theater ist keine Besserungsanstalt, sondern soll letzten Endes ästhetische Erfahrungen bringen. [...]

STANDARD: *Mit dieser Saison startet Ihr 16. Jahr am Haus – wie hat Jugendtheater sich seither verändert?*

Birkmeir: Es gibt die grundsätzliche Tendenz, dass Kinder- und Jugendtheater heute viel mehr wahrgenommen wird. Zum einen, weil man draufgekommen ist, dass man etwas für den Publikumsnachwuchs tun muss. Zum anderen, weil einige Leute mit Schwung Kindertheater wie Erwachsenentheater gemacht haben

und das Erwachsenentheater gesehen hat: Da werden ästhetische Formen ausprobiert, die auch für uns interessant sein könnten. Was ist Geschichtenerzählen? Wie muss man Geschichten erzählen? Das sind viel stärkere Punkte im Kindertheater, weil man Kinder mit einer hohlen Form nicht begeistern kann.

STANDARD: *Weitere Entwicklungen?*

Birkmeir: Aus Kostengründen herrscht oft die Tendenz zum Schulstudententheater: 50 Minuten mit nur zwei oder drei Schauspielern. Das führt zu einer Verkürzung der Plots, die ich bedenklich finde. Auch weil Kindern immer unterstellt wird, dass sie sich nicht länger konzentrieren können. Das ist Quatsch. Man kann sie zweieinhalb Stunden fesseln, wenn man sie fesseln kann. Dann müssen sie nicht nach einer Viertelstunde aufs Klo!

STANDARD: *Die stark gewachsene Konkurrenz von Handy und Co schadet dem Theater nicht?*

Birkmeir: Vor 15 Jahren war das eine interessante These und eine Angst von uns, dass diese

Vereinzelungsmedien die Aufmerksamkeitsspanne abnehmen lassen. Seltsamerweise sind die Kinder aber durch Überreizung scheinbar so gestählt worden, dass wir eher das Gefühl haben, dass die Aufmerksamkeit zugenommen hat.

Bauer: Und dass sie komplexere Zusammenhänge viel schneller kapieren! Auch stellen wir fest, dass – wir wenden uns ja eigentlich an eine finanzschwache Gruppe, nämlich Familien mit Kindern – Eltern trotzdem ein Abo bei uns kaufen und es ihnen ein Anliegen ist, mit den Kindern ins Theater zu gehen. Das birgt eine Verantwortung, was man anbietet.

Birkmeir: Mittlerweile kann man sich wieder auf eine Wertediskussion einlassen. Vor 20 Jahren war man, hat man von Werten geredet, ein altmodischer Erzieher. Aber Werte kennenzulernen

ist sicher kein Fehler. Wir setzen mit der Auseinandersetzung mit gewissen Themen bei den Kleinen Erstempfindungen und Erstgedanken.

STANDARD: *Das Schlimmste, was Jugendtheater tun kann, ist, sein Publikum zu unterschätzen und zu unterfordern?*

Birkmeir: Es gibt Eltern, die sagen: Mein Kind hat Angst gehabt. Oder es hat nicht alles verstanden. Aber das ist kein Argument! Das Wesen der Kunst ist, dass es einem nicht auf dem Butterbrot serviert wird. Manche Eltern glauben, wir müssen die heile Welt zeigen. Wir antworten dann: „Aber wir wollen die Kinder nicht belügen. Wenn Sie Ihre Kinder belügen wollen, dürfen Sie nicht zu uns kommen.“ Zudem sitzt bei uns immer locker ein Drittel Begleitpersonen drin, die es, salopp gesagt, auch zu unterhalten gilt. Oder

mit Gedankenfutter zu versorgen. Das ist der Spagat, der uns eigentlich gut gelingt.

STANDARD: *„Der Fluch des David Ballinger“ ist die zweite Premiere.*

Bauer: Eine klassische Pubertätsgeschichte, kombiniert mit einer Tat, die David als Mitläufer begeht und ihm Gewissensbisse macht.

Birkmeir: „Was ist meine eigene Meinung?“ Vor dieser Frage steht die Figur. Und diese Frage stellt das Theater auch den Kindern. Dazu passt auch unsere Uraufführung *Die Weiße Rose*. Im Theater haben wir im Gegensatz zum Vereinzelungsmedium noch eine Form, bei der Kinder zusammensitzen und merken: Der andere empfindet so wie ich oder anders, und wir können gemeinsam etwas erfahren oder kommentieren. ■

Quelle: <https://derstandard.at/2000063743599/Theater-der-Jugend-Wir-wollen-die-Kinder-nicht-beluegen> [15.05.2020].

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Kunstaktion und politisches Engagement

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Zeitungsbericht *Nur keine Spompanadeln* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Zeitungsbericht *Nur keine Spompanadeln* von Michael Omasta aus der Wochenzeitung *Falter* vom 22. Juni 2016 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie die Kernidee der beschriebenen Kunstaktion wieder.
- Bewerten Sie politisches Engagement dieser Art im öffentlichen Raum und in Geschäftslokalen.
- Begründen Sie, warum Sie an ähnlichen Aktionen teilnehmen oder nicht teilnehmen würden.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Nur keine Spompanadeln

Ein temporäres Mahnmal zeigt 400 Menschen beim Verschwinden

Von Michael Omasta

Ihren klingenden Namen verdankt die Glockengasse in Wien-Leopoldstadt dem Umstand, dass sich Anfang des 19. Jahrhunderts dort eine Glockengießerei befand. Vor ein paar Jahren kam die Adresse zu literarischen Ehren: Vilma Neuwirth erzählt in „Glockengasse 29“ die Geschichte ihrer Familie, einer jüdischen Arbeiterfamilie. Am kommenden Sonntag findet eine Performance in der unscheinbaren Gasse statt: „400 – the image behind“, ein Mahnmal im öffentlichen Raum für jene 400 Menschen, die allein in den ersten sechs Wochen dieses Jahres auf der Flucht im Mittelmeer ums Leben kamen.

„Wir wollen diesen Menschen, von denen in den Medien fast nur mehr als Zahl gesprochen wird, im übertragenen Sinn einen Körper wiedergeben“, erläutert die Filmemacherin Lotte Schreiber das Vorhaben, „und durch die reine physische Präsenz von mehreren hundert Leuten auch die einzelne Person wieder greifbarer machen.“

Schreiber geht die Aktion wie einen Filmdreh an, vor allem, was die behördlichen Genehmigungen betrifft: Parkverbot muss verhängt, ein Teil der Gasse für den

Verkehr gesperrt werden. Mehrere der umliegenden Geschäfte haben ihre Schaufenster zur Verfügung gestellt. Sie sind mit Piktogrammen beklebt, die in abstrahierter Form an das Schicksal von Aylan Kurdi erinnern, ein syrisches Flüchtlingskind kurdischer Abstammung, dessen Leiche vorigen Herbst bei Bodrum an Land geschwemmt wurde.

Tatsächlich ist einer der Geschäftsleute vor Ort auch der Initiator des geplanten Mahnmals. Tom K., Name der Redaktion bekannt, möchte keine Werbung für sich oder sein Geschäft machen und tritt deshalb nur unter Pseudonym – als tk1968 – in Erscheinung. Mit dem Aufkleben der Piktogramme, eines für jeden Ertrunkenen, kommt er schon lange nicht mehr nach. Die Parole „Justice Welcome“, die in der Mitte jeder Auslage prangt, klagt das Fehlen einer verantwortungsvollen europäischen Flüchtlingspolitik an.

Die ersten Reaktionen der Passanten auf die Schaufensteraktion, sagt tk1968, fielen ganz unterschiedlich aus. „Die einen wollen lieber die Kurzfassung und schönen Tag noch, auf Wiedersehn! Andere wiederum sind sehr betroffen und finden gut, dass wir das machen. Ich

muss gestehen, ich kann mit der Frage: ‚Was bringt’s? Warum macht man so was Politisches?‘ auch nicht immer so wahnsinnig gut umgehen.“

Für die Performance am Sonntag, die auch filmisch dokumentiert wird, haben sich gleich auf Anhieb an die 200 Teilnehmerinnen und Teilnehmer gemeldet. Noch einmal so viele sollten es werden. Das Geschehen folgt einer strengen Choreografie, besondere Fertigkeiten sind freilich nicht vonnöten. „Keine Spompanadeln“, bekräftigt Lotte Schreiber, „alles ist sehr minimalistisch. Es wird in sieben Blöcken, von A bis G, Aufstellung genommen. Jeder Teilnehmer bekommt ein Regiekärtchen, auf dem alles Wichtige draufsteht. Eigentlich geht’s darum, wie sich diese Menge langsam wieder auflöst, wie nach und nach 400 Leute verschwinden und die Straße am Ende leer ist.“

Gedreht wird mit zwei Kameras; einmal leicht erhöht aus der Totale, zum anderen mit Handkamera, die sich durch die Menge auf der Straße bewegt, dabei einzelne Gesichter, die Personen als Individuen erfasst. Spätestens ab dem Moment, wo’s heißt: „Kamera läuft!“, soll halt tunlichst nicht mehr getratscht werden.

Falls etwas schiefläuft, gibt es keinen Plan B. Bezahlung leider auch nicht, dafür Traubenzucker und einen Getränkesponsor. Vorschläge, ihre Aktion mit Flüchtlingen zu machen, lehnen

Schreiber und tk1968 strikt ab. „Wir fänden das verantwortungslos, dass Menschen, die eh schon fluchttraumatisiert sind, quasi den Platz ihrer umgekommenen Leidensgefährten einnehmen sollen.

Natürlich sind auch asylsuchende Menschen willkommen, aber wir wollen ja bewusst machen, dass Flucht jeden betreffen kann, auch jeden von uns.“ [...] ■

Quelle: *Falter* 25/2016, S. 31.

INFOBOX

Spompanadeln: *hier* Umstände

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Vom Wert der Klassiker

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Zeitungsartikel *Kafka ist cool* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Zeitungsartikel *Kafka ist cool* von Martina Läubli aus der Online-Ausgabe der Schweizer Tageszeitung *Neue Zürcher Zeitung* vom 29. September 2017 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie kurz wieder, wie laut Textbeilage Schülerinnen und Schüler dem literarischen Kanon gegenüberstehen.
- Bewerten Sie die Bedeutung eines literarischen Kanons für junge Menschen vor dem Hintergrund vielfältiger anderer Medienangebote.
- Nehmen Sie Stellung zur Frage, welche Rolle Texte des literarischen Kanons im Deutschunterricht spielen sollten.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Aufgabe 2/Textbeilage 1

Hinweis: Die schweizerische Rechtschreibung des Originaltextes wurde beibehalten.

Kafka ist cool

Jugendliche haben immer weniger Zeit zum Lesen. Das bedeutet aber noch lange nicht das Ende des Literaturkanons

Von Martina Läubli

Plopp, ein WhatsApp-Fenster öffnet sich. „Was machen wir heute nach der Schule?“ Sina, 16 Jahre alt, möchte ihre Freunde treffen. Aber sie hat Sporttraining. „Kann nicht“, antwortet sie. Auf dem Weg hat sie immerhin Zeit zum Chatten, es geht um Fussballschuhe und das Wochenendprogramm. Am Abend kann Sina die Hausaufgaben nicht länger aufschieben. Parallel zu den Matheaufgaben und Englischvokabeln schaut sie Musikvideos auf YouTube. Dann nochmals alle Chatgruppen checken, ein paar Kommentare hinzufügen, lächeln über die Snapchat-Fotos von einer Kollegin. Mehr Medienkonsum geht heute nicht, denn die Eltern haben Sina verboten, „Game of Thrones“ zu schauen. Die neue Staffel der Fantasy-Serie muss bis zum Wochenende warten. Sina ist ohnehin müde, der Tag war busy.

Zweieinhalb Stunden surfen

Die Schülerin Sina ist fiktiv. Doch sie verkörpert zentrale Merkmale der James-Studie zur Freizeitgestaltung und Mediennutzung von Schweizer Jugendlichen. Sie sind heute sehr beschäftigt. Unter der

Woche surfen sie durchschnittlich zweieinhalb Stunden im Internet, meist via Smartphone. Am Wochenende sind es 3 Stunden 40 Minuten. In ihrer Freizeit treffen sie auch oft Freunde und treiben Sport, und Hausaufgaben haben sie ebenfalls. Wo bleibt da noch Zeit zum Lesen? Was passiert, wenn Jugendliche wie Sina stundenlang googeln, YouTube-Hits schauen und chatten, statt Mozart zu hören? Verschwindet klassisches Bildungswissen? Und wäre das schlimm? Es ist Zeit für einen Schulbesuch.

In der Kantonsschule Stadelhofen scheint die Nachmittags-sonne durch das Fenster, auf dem Tisch liegt Gottfried Kellers Novelle „Kleider machen Leute“. Das Reclam-Büchlein ist aufgeschlagen. Die Schülerinnen und Schüler der Klasse 1dN haben sich kluge Fragen zum Text überlegt. „Es ist leicht, die Schülerinnen und Schüler für den Literaturkanon zu begeistern“, sagt die Deutschlehrerin Eva Pabst. „Wir lesen gern“, sagen die allermeisten in der Klasse.

In ihrer Freizeit lesen die Jugendlichen Bücher, die nicht zum Unterrichtsstoff gehören: Sachbücher

wie die Autobiografien von Nelson Mandela oder Malala Yousafzai, der pakistanischen Kinderrechtsaktivistin, George Orwells Dystopie „1984“ oder den Roman „Mörder Anders“ des Erfolgsautors Jonas Jonasson. Viele kennen „Harry Potter“, mögen Fantasy und Science-Fiction. Zudem begleiten Fernsehserien den Alltag. Die Schüler mögen zum Beispiel „Suits“, „Riverdale“, „Stranger Things“ oder Fantasy wie „The Hunger Games“ oder „Game of Thrones“. Manche schauen eine Staffel pro Woche, dazwischen auch einmal einen Film wie „12 Years a Slave“. Ganz zu schweigen von YouTube-Videos und den Snapchat-Fotos, die sie herumschicken. Die Bücher haben viel Konkurrenz.

Fantasy ist auch Wissen

„Lesetraining im Sinn eines Muskeltrainings fehlt heute“, beobachtet Pabst, die seit zwanzig Jahren Deutsch unterrichtet. Leseratten trifft sie seltener an, was wohl am erwähnten Kapazitätsproblem liegt. Der Platz im Kopf und die Aufmerksamkeit sind beschränkt, doch Lesen braucht Zeit und Abstand von der Dauerkommunikation. Das

Gymnasium ist somit der einzige Ort, an dem junge Menschen viel lesen und genau lesen. Die Schüler akzeptierten fraglos, dass klassische Werke einen besonderen Wert hätten, und seien bereit, solche Texte zu lesen. „Je älter ein Text, desto selbstverständlicher sein Wert“, sagt die Lehrerin und Fachdidaktikerin. Die Jugendlichen halten der Literatur die Treue. Gerade weil die Akzeptanz kanonisierter Bildung so gross sei, ist es Pabst wichtig, auch auf die Abgründe der Tradition hinzuweisen – etwa darauf, dass das Konzentrationslager Buchenwald ganz in der Nähe der Klassikerstadt Weimar lag.

„Viele Schüler wollen unbedingt Goethes ‚Faust‘ lesen, weil sie denken, der sei die Bibel des Deutschunterrichts“, sagt Marc Caduff, Deutschlehrer an der Kantonsschule Heerbrugg.

Bei der Auswahl der Schullektüren sind Lehrpersonen in der Schweiz sehr frei. Auf Gymnasiumsstufe hat jede Schule ihren eigenen Lehrplan. Definiert sind Epochen, Textformen und die zu erwerbenden Kompetenzen; die zu lesenden Werke jedoch kaum. Lehrer wählen selbst aus und berücksichtigen dabei die Interessen der Schüler, aktuelle Debatten, eigene Vorlieben und das Theaterprogramm. „Es gibt keinen Text, den ich mit jeder Klasse lese“, sagt Eva Pabst. Mehrere Lehrpersonen erzählen, dass sie entweder nach interessanten zeitgenössischen (z.B. Michael Fehr, Lukas Bärfuss, Monique Schwitter) oder zu Unrecht wenig beachteten (z.B. Adelheid Duvanel) Texten suchen

oder nach Texten von Autorinnen. Manche eröffnen den Zugang zu Klassikern über die Populärkultur, vergleichen etwa Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ mit „Harry Potter“ – denn gerade die Populärkultur interpretiert Mythen und Klassiker gerne neu. Die Kenntnis von Fantasy-Serien ist also durchaus auch eine Form von Wissen. Wenn es darum geht, die grossen Fragen und Geschichten zu entdecken, ist Dünkel keine Option.

Im Schulalltag kristallisiert sich durchaus ein harter Kern an oft gelesenen Texten oder Autoren heraus. Neben Goethe und Schiller sind dies Büchner, Frisch, Dürrenmatt, Hoffmann, Kafka, Kleist, Lessing oder Süskind. Matur-Leselisten, die an Schulen herumgereicht werden, tragen ebenfalls zu einem inoffiziellen Kanon bei. Zwar ist Bildungswissen nach 1968 kein festes, von Autoritäten definiertes Korpus mehr, doch das Konzept „Kanon“ ist weiterhin wirksam: die Idee, dass es Kunstwerke gibt, die massgeblich sind, und dass es sich lohnt, sie zu kennen. Es lohnt sich umso mehr, als eine Welt der allzeit verfügbaren Informationen unübersichtlich und flach geworden ist. Die Namen grosser Autoren haben in Zeiten der Digitalisierung nicht an Strahlkraft verloren, im Gegenteil. In den Ohren heutiger Schüler klingt der Name Kafka cool.

Erkenntnisvorrat Literatur

„Wann ist ein Text ein klassischer Text? Und warum?“ Diese Frage müsse man immer wieder stellen, sagt Eva Pabst. Sie verweist

auf das kritische Potenzial der Literatur – gerade auch für zielstrebige und angepasste Jugendliche des 21. Jahrhunderts. Dass die meisten Schüler den Kanon fraglos akzeptieren, erklärt sich die Lehrerin auch mit der Leistungsgesellschaft: Bildungswissen stehe für Bildungserfolg. Und dieser wiederum führe zu Karriereerfolg. Wer den Kanon kennt, gehört dazu. Doch auch in dieser Hinsicht sind Klassiker ein Gegenmittel: Kunst erschöpft sich nicht in Konventionen, sie widersetzt sich der Instrumentalisierung. „Klassische Werke pulverisieren die Ideologien derer, die sie gelesen haben wollen.“

Bildungswissen erweist sich als Gegenmittel gegen die Beliebigkeit. Aus der Begegnung mit Kunstwerken kann ein mentales Netz entstehen, das unsere Existenz mit den grossen Fragen und Abgründen des Menschseins und der Geschichte verbindet. Indem die Schule diese Begegnung ermöglicht, spielt sie gerade im Informationszeitalter eine fundamentale Rolle. Pädagogen prägen auf diese Weise den geistigen Horizont ihrer Schüler massgeblich. „Der Literaturkanon liegt vollständig in der Verantwortung der Lehrer“, konstatiert auch der emeritierte Literaturprofessor Peter von Matt. Aus der öffentlichen Diskussion sei er dagegen weitgehend verschwunden. Die Gegenwart der literarischen Tradition werde geradezu tabuisiert. Von Matt bemerkt, dass in öffentlichen Debatten und Medienberichten kaum mehr auf Literatur und Schriftsteller verwiesen werde. „In der literarischen Tradition liegt

ein ungeheurer Erkenntnisvorrat. Doch das Bewusstsein dafür ist geschwunden.“ Deshalb reichen ein paar grosse Namen allein nicht aus, findet Peter von Matt. Der Deutschunterricht habe auch die Aufgabe, bei den Schülern ein historisches Bewusstsein zu

schaffen. Dafür brauche es eine Reihe von Texten – und die Erfahrung der Brisanz, die jahrhundertalte Texte haben können. Schüler sollten erleben können, dass „ein Text aus einer anderen Zeit einen im Heute trifft“. Auch politisches Wissen sei in Literatur

gespeichert. Kürzlich sei er in Schillers „Wilhelm Tell“ auf einen Vers gestossen, der ihn elektrisiert habe: „Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren.“ ■

Quelle: <https://www.nzz.ch/gesellschaft/kafka-lesen-jugendliche-ld.1318999> [24.11.2021].

INFOBOX

Fachdidaktikerin: Wissenschaftlerin, die sich mit Fragen des Lernens und Lehrens in einem bestimmten (Unterrichts-)Gegenstand beschäftigt

Matur (schweizerisch): Matura

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Freiheit der Kunst

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen ein Interview über die Freiheit der Kunst und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie das Interview *Die Kunst und ihre Grenzen* mit Hanno Rauterberg aus der Online-Ausgabe der *Tiroler Tageszeitung* vom 5. November 2018 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Nennen Sie Gründe für die Bedrohung der Freiheit der Kunst laut Hanno Rauterberg.
- Nehmen Sie Stellung zu ausgewählten Aussagen des Kunstkritikers.
- Begründen Sie Ihre eigene Position zur Bedeutung der Freiheit der Kunst.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Die Kunst und ihre Grenzen

Gemälde werden abgehängt, Skulpturen vernichtet. Sind die neuen gesellschaftlichen Tabus eine Bedrohung für die Kunst? Ein Gespräch mit Kunstkritiker Hanno Rauterberg.

Interview: Gerlinde Tamerl

Tiroler Tageszeitung: *Das Verständnis, was die Freiheit der Kunst bedeutet, hat sich sehr gewandelt. Inwiefern ist die Freiheit der Kunst bedroht?*

Hanno Rauterberg: Ich spreche oft mit Künstlern und Museumsdirektoren. Viele erzählen mir, dass sie sich nicht mehr so frei fühlen. Es gibt einen gesellschaftlichen Wertewandel, der sich nicht nur in der bildenden Kunst, sondern auch im Film und im Theater bemerkbar macht. Moralische und soziale Konflikte werden heute in den Arenen der Kultur ausgetragen. Es wird weniger über Ästhetik gestritten, dafür umso mehr über moralische Fragen wie zum Beispiel: Darf ein guter Künstler auch ein schlechter Mensch sein? Und wo verlaufen die sittlichen Grenzen seiner Kunst?

Sie schreiben „Die Kunst war immer auch Gegner, ein Hassobjekt“. Wie manifestieren sich die Angriffe gegen die Kunst heute?

Kunst war immer umstritten, aber es waren meist konservative Parteien oder die Kirche, die unsittliche und blasphemische Umtriebe witterten. Heute gibt es immer noch Konflikte mit der Obrigkeit, aber es gibt mindestens so starke

Konflikte mit einem Teil des Publikums. Dieses Publikum fühlt sich aufgeklärt, zählt zum linksliberalen Milieu und will sich bestimmte Dinge nicht mehr bieten lassen. Diese Menschen akzeptieren nicht mehr, wenn Künstler als Machos auftreten oder Frauen in der Kunst diskriminiert werden. Auch Tiere dürfen nicht mehr gequält werden. Im New Yorker Guggenheim Museum musste eine Video-Installation, die angekettete Hunde zeigte, abgebaut werden, weil sich Tierschützer dagegen aufgelehnt haben.

Was spricht denn dagegen?

Nichts spricht gegen Emanzipation, nichts gegen Tierwohl, doch die Darstellung von Unrecht in der Kunst ist ja selbst kein Unrecht. Das wird oft verwechselt. Dabei geht es in der Kunst ja gerade darum, dass sie frei ist, uns mit Dingen zu konfrontieren, die uns unbequem sind, vielleicht auch verletzend. Moderne Kunst, hieß es lange, soll verstören. Heute hat man eher den Eindruck: Sie soll uns besänftigen.

Die so genannte Digitalmoderne spielt dabei eine entscheidende Rolle. Warum?

Früher gab es die Zensur „von oben“. Heute macht sich eine

Zensur „von unten“ bemerkbar. In der Digitalmoderne ist es leichter geworden, eine Petition aufzusetzen, um dann ein breites Echo über die sozialen Medien zu erzeugen. Plötzlich unterschreiben eine halbe Million Leute eine Petition gegen eine Video-Installation und das Museum gerät unter Druck. Das Erschreckende: Die Freiheit der Kunst wird auch dort in Frage gestellt, wo sie einst von der Aufklärung errungen wurde.

Warum ist das so? Weshalb sollen der Kunst neue Grenzen gesetzt werden?

Viele Leute haben ein Problem mit der Freiheit. Und das liegt an der gesellschaftlichen und ökonomischen Liberalisierung, die von manchen Menschen als Bedrohung empfunden wird. Sie wünschen sich neue, klare Grenzen. Für manche sollen es nationale Grenzen sein, andere denken eher an kulturelle Grenzen, um ihre Identität zu schützen. In der Kunst jedoch ging es immer um Entgrenzung. Deshalb ist es nicht so verwunderlich, dass sie von manchen angefeindet wird.

Gab es moralische Diskussionen in der Kunst nicht immer schon?

Ja, aber dem Künstler stand es frei, sich über die Moral zu erheben.

Caravaggios Bilder wusste man zu schätzen, obwohl er als Mensch ein Scheusal war. Heute ist das anders, das haben wir in der #MeToo-Debatte erlebt. Es ist richtig, dass ein Schauspieler wie Kevin Spacey vor Gericht gestellt wird, wenn er sich an Minderjährigen vergangen haben sollte, aber ihn dafür aus Filmen herauszuschneiden, das ist eine neue Dimension. Ich finde es richtig,

dass sich im Bewusstsein etwas verändert, nur würde ich davor warnen, einzelne Kunstwerke dafür haftbar zu machen, was der Urheber möglicherweise verbrochen hat. [...]

Warum ist es so wichtig, dass die Freiheit der Kunst gewahrt bleibt?

Die Kunst lebt vom produktiven Kontrollverlust, davon, dass

der Mensch sich in Anbetracht der Kunst selber fremd wird. Es braucht die Bereitschaft, die Freiheit der Kunst als eine Möglichkeit der Selbstreflexion auszuhalten. Als einen Spielraum, in dem auch das Verdrängte seinen Platz hat und alle darüber streiten dürfen. Wie dumm wäre eine Gesellschaft, diesen Spielraum abzuschaffen. ■

Quelle: <https://www.tt.com/artikel/14976397/die-kunst-und-ihre-grenzen> [15.12.2022].

INFOBOX

Caravaggio, Michelangelo Merisi da (1571 – 1610): italienischer Maler

Thema 1: Literatur – Kunst – Kultur

Aufgabe 2

Musik ohne Gesellschaft

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen einen Kommentar über Musikstreaming und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Kommentar *Jeder hört für sich allein* von Tobi Müller aus der Online-Ausgabe der deutschen Wochenzeitung *Die Zeit* vom 25. Dezember 2019 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie ausgewählte Kritikpunkte des Autors am Musikstreaming kurz wieder.
- Nehmen Sie dazu auf Basis Ihrer Erfahrungen und Beobachtungen Stellung.
- Beurteilen Sie den Stellenwert von Musikstreaming für junge Menschen.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Musikstreaming

Jeder hört für sich allein

Das waren die Zehnerjahre: Streamingplattformen haben nicht nur den Pop vermessen, sondern auch den öffentlichen Raum verändert. Geht's da überhaupt noch um Musik?

Von Tobi Müller

Der öffentliche Raum wabbelte schon vor lauter Blasen. Körpergroße Kugeln mit durchsichtigen Wänden aus Klang umgeben die Menschen. Sie joggen darin, fahren E-Bike oder tockeln als Fußgängerinnen über den Fahrradweg. Manche tragen ihre Blasensphären ins Großraumbüro. Oder sie sitzen einfach in ihnen herum und erwecken den Anschein, als würden sie nachdenken. Sie schauen niemanden an, starren in die Ferne wie U2 oder Depeche Mode auf den Fotos von Anton Corbijn. Sie hören Musik.

Streaming, Smartphones und Kopfhörer haben im vergangenen Jahrzehnt das öffentliche Bild so stark verändert wie davor wohl zuletzt das Automobil. Beides sind Symbole des Alleinseins inmitten der Vielen geworden. Im Kokon aus Blech, in den Blasen aus Sound.

Die Musik selbst gehört inzwischen zur Innenausstattung – und ihre mediale Form trägt daran einen signifikanten Anteil: Streaming unterstützt Gefühle, Biorhythmen oder gibt den karriereentscheidenden Egoboost vor

dem nächsten Meeting. Man hat ja immer etwas Passendes dabei. Die meisten Playlists richten sich nach dem Tagesablauf: Musik zum Frühstück, für den angeregten Vormittag, gegen die Müdigkeit am Nachmittag, für die letzte Konzentration am Vorabend, die Entspannung nach dem Essen, das akustische Vorglühen und was Heißes für danach. Kein Wunder, dass wir nicht mehr Fans heißen, sondern User, im Englischen eben auch die Bezeichnung für Drogenabhängige.

Musikstreaming ist innerlich und intensiv, erzeugt das grandiose Gefühl, alles im Griff zu haben, und sei es die größte Jukebox der Welt. Und wie unter Einfluss jeder Droge hält man den eigenen Geschmack für verfeinert, selbst wenn dieser Geschmack von Algorithmen gelenkt wird, stets mehr vom Gleichen findet und dabei akustisch zur Banalität tendiert. Wer vermisst schon die alten Gatekeeper, die Torwächter vor den Musikschätzen: schlecht gelaunte Plattenverkäufer und aufgeblasene Journalisten, die den Massengeschmack verachten. Kann alles weg, oder? [...]

Der Walkman, mit dem in den frühen Achtzigerjahren die Musik

das Laufen lernte, war noch Teil eines Dialogs mit der Öffentlichkeit. Wer einen Walkman trug, war jung und stellte kalifornische Körperkultur oder Popaffinität zur Schau. Das Signal ging auch nach außen. Beim Streaming hingegen strömt alles nach innen. Und was da strömt, wird mit immenser Computerkraft errechnet. Wir hören unseren eigenen Geschmack als endlosen Spiegel, meistens auf Kopfhörer. Dieser Narzissmus des Hörens ist neu. Musik handelte immer von Ritualen, Zeremonien, vom Sozialen. Pop war eine Wissenschaft der Massen, die sammelten, lasen, tauschten und zusammen hörten. Streaming hat das mehr oder weniger erledigt.

Andererseits: Dass wir auf Streamingplattformen so viel tolle neue Musik entdecken können wie noch nie, steht außer Frage. Die globalen Einflüsse werden vielfältiger, der ehemals kostspielige Zugang über Vinyl und Postsendungen ist kein Thema mehr. Doch diese Schranken fielen alle bereits in den Nullerjahren, als das digitale MP3-Format und illegale Tauschbörsen das alte Tonträgergeschäft zerstörten. Da hieß es: Nieder mit den Majors, die so lange obszöne Gewinne

eingefahren und die Konsumenten mit überkauften CDs abgezockt hatten! Im Vergleich zu Spotify, Apple Music oder YouTube Music erscheinen die damals dezimierten Plattenfirmen allerdings heute wie Menschenfreunde. Denn sie arbeiteten mit einer Mischkalkulation: 20 Nieten, ein Gewinner. Die „Nieten“ ebenso zu finanzieren, ist wichtig, um den Mittelbau zu fördern und den Markt dynamisch zu halten. Im Streamingmodell verdienen nur die Gewinner genug Geld, alle anderen gehen fast leer aus.

Die Folgen dieser Konzentration auf das eine Prozent haben uns schon erreicht. Fast alle heutigen Popgroßkünstler sind älter als 50 Jahre und vor dem Crash der Industrie berühmt geworden. Jetzt gibt es nur noch wenige, die sich mit ihren Karrieren Zeit lassen und sich künstlerisch entwickeln können. Im mittleren Segment überlebt kaum jemand fünf Jahre – die niedrigen Einkünfte aus Streamingtantiemen zwingen Musiker zu pausenlosen Tourneen. Das Resultat: keine Freunde, keine Familie, keine Ruhe, um bestmögliche Alben aufzunehmen. [...]

Spätestens seit 2015, schreibt [ein schwedisches] Forscherteam, investiert Spotify vor allem

in Technologie, die unser Verhalten studiert, aufzeichnet und diese Erkenntnisse gewinnbringend an Dritte weiterverkauft. Für die Datenernte bietet Musik ein ideales Feld: Weil die User viel mehr Zeit mit Musik verbringen als mit News, weil sie immer wieder zu gewisser Musik zurückkehren, während ein Zeitungsartikel eine viel kürzere Halbwertszeit hat. Nichts schraubt den Wert unserer Datenspuren so in die Höhe wie Verweildauer und direkter Zugang, ohne den Umweg einer intermediären Plattform wie Facebook also. Musikstreaming ist das El Dorado der Datengoldwäscher.

Bis vor zehn Jahren galt: Fans wollen alles über die Künstler wissen. Das war der Grund, Musikmagazine zu kaufen. Heute hat sich dieses Verhältnis umgedreht. Die Künstler wollen alles über die Fans wissen. Wo sie wohnen, welche Lieder sie hören, wie alt sie sind. Das ist der Grund, warum der Musikjournalismus verschwindet. Der Industrie ist das nur recht, sie hat den Journalismus immer nur zähneknirschend geduldet. Heute gehen die Anzeigenbudgets direkt zu Influencern oder direkt zum Streaminganbieter.

Die Kultur der Playlists dreht sich nicht um die Künstlerinnen,

sondern nutzt die Nutzerinnen. Es wird nun darum gehen, ob sich die Hörer die Souveränität über ihr Hörverhalten zurückholen können. Ob sie die Streamingtechnologie zu ihrer eigenen machen können.

In 60 Jahren Popgeschichte zeigte sich immer wieder, dass Technologie hackbar und Musik unauflösbar ist. Allerdings ist auffällig, dass die großen Protestbewegungen seit Anfang der Zehnerjahre keinen spezifischen Soundtrack mehr haben. Ob die *Arabellion* in Ägypten und dem Maghreb, ob die *Indignados* in Spanien oder *Occupy* in New York City: Musik war nicht ihr Medium. Heute stellt schon gar niemand mehr die Frage, wie Fridays for Future klingt. Protest braucht keinen Pop, Protest nutzt Social Media.

Das mag eben auch daran liegen, dass Musikstreaming dem Pop das popularisierende Element genommen hat: Musik, die in vereinzelt Echochammern zur Erbauung des Individuums gehört wird, kann schwerlich eine gemeinschaftliche Kraft entfalten. Paradoxiertweise ist ja aber genau das die große Sehnsucht vieler: die Kommunion der Gleichschwingenden. Dazu allerdings sollte man den Kopfhörer absetzen. ■

Quelle: <https://www.zeit.de/kultur/musik/2019-12/musikstreaming-plattformen-spotify-streamingdienste-musikmarkt/komplettansicht> [27.06.2023].

Die Infobox befindet sich auf der nächsten Seite.

INFOBOX

Anton Corbijn: niederländischer Fotograf und Filmregisseur

Arabellion: Reihe von Aufständen und Revolutionen in arabischen Staaten ab Dezember 2010 („Arabischer Frühling“)

Depeche Mode und U2: Rock- bzw. Pop-Bands

Gatekeeper: Torwächter, *hier* wichtiger Einflussfaktor bei Entscheidungsfindungsprozessen

Indignados: Protestbewegung in Spanien 2011/12

Majors: *hier* Major-Labels, Unternehmen der Musikindustrie, die zur Gruppe der marktführenden Musiklabels gerechnet werden

Occupy: auch Occupy Wall Street, Protestbewegung in den USA ab 2011

Vinyl: *hier* Schallplatte

Thema 2: Medien

Aufgabe 2

Mediale Aufmerksamkeit

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Kommentar *Es ist verstörend, wie unterschiedlich der Westen Leid wahrnimmt* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Kommentar *Es ist verstörend, wie unterschiedlich der Westen Leid wahrnimmt* von Arne Perras aus der Online-Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung* vom 1. September 2017 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie kurz die im Kommentar angesprochene Problematik.
- Nehmen Sie Stellung zu möglichen Ursachen und Folgen unausgewogener Berichterstattung.
- Machen Sie Vorschläge, wie Mediennutzer/innen mit diesem Phänomen umgehen sollten.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Es ist verstörend, wie unterschiedlich der Westen Leid wahrnimmt

Während die Hochwasseropfer in Texas die Schlagzeilen der westlichen Medien füllen, bekommen die Flutgeplagten in Asien nur Randnotizen. Offenbar reicht Leid nicht, um Interesse auszulösen.

Von Arne Perras, Singapur

Wer die Aufgabe hat, aus fernen Welten zu berichten, macht manchmal irritierende Erfahrungen. Man sieht bei der Arbeit in armen Ländern vieles, was zum Himmel schreit. Aber will das zu Hause, im fernen Europa, jemand lesen, hören, sehen? Klar, es gibt die sogenannten nachrichtenarmen Zeiten, das berühmte Sommerloch, in dem die Gesellschaften in den Wohlstandszonen samt ihrem Politikbetrieb in Ferien sind. Zeitungen haben dann auf einmal Platz für nahezu alles, sogar den Krieg in den Savannen des Sudan. Oder für Naturgewalten, die indische Kinder fortreißen oder Dörfer in Sri Lanka unter Schlamm begraben.

Die Lehre aus diesen schwankenden Erfahrungen lautet: Existenzielles Leid per se reicht nicht, um konsequentes Interesse auszulösen. Viele Faktoren entscheiden darüber, ob es eine Katastrophe in die Abendnachrichten schafft. In der Vermittlung von Informationen ist das Ausmaß der Gefährdung von Menschen kein allgemeingültiges Kriterium. Ansonsten wäre alles einfach. Dann würde die Regel

gelten: Die Fluten in Asien sind derzeit besonders groß, also wird groß darüber berichtet.

Stattdessen wirken andere Reflexe meistens stärker: Nichts zeigt dies besser als das krasse Gefälle, das sich nun in der europäischen Wahrnehmung zweier großer Naturkatastrophen aufgebaut hat. In Texas/USA tobt Hurrikan *Harvey*. Und das südliche Asien versinkt in den Fluten des Monsuns. In Indien, Nepal und Bangladesch haben die Naturgewalten weit mehr als tausend Menschen in den Tod gerissen, in den USA haben bislang drei Dutzend Bewohner ihr Leben gelassen. *Harvey* läuft auf allen Kanälen, die Reportagen aus Houston überschlagen sich. Und die Flutopfer in Südasien?

Vertraute Lebenswelt – mehr emotionale Nähe?

Wenn mediale Aufmerksamkeit auch ein Gradmesser für Werte einer Gesellschaft ist, muss sich Europa einige Sorgen machen. Vielleicht sind die Europäer noch immer nicht frei von postkolonialer Überheblichkeit, vielleicht haben sie noch rassistische Vorstellungen, ohne sich das einzugestehen. Denn zynisch gesprochen

ist es doch so: Es müssen erst Hunderte Bauern in Bangladesch ertrinken, bevor ihnen ähnliche Aufmerksamkeit zukommt wie einem einzigen Opfer in der westlichen Welt.

Nun werden manche einwenden, das sei ganz natürlich und auch in Ordnung. Denn Interesse hänge ab von den Möglichkeiten der Identifikation – und der emotionalen Nähe, die nötig sei, um Menschen für das Schicksal anderer zu interessieren. Eines dieser Argumente geht in etwa so: Houston ist eine westliche Industriestadt, sie spiegelt für Europäer eine eher vertraute Lebenswelt wider. Die Dörfer im Delta des Ganges hingegen sind ihnen fremd. Deshalb berührt das Leid in Houston Europäer stärker als die vielen Opfer in Asien.

Wirklich? Amerikaner und Europäer mag ja vieles verbinden. Aber rechtfertigt das, andere Kulturen auszublenden? Auch die Erregungskurven in sozialen Medien mögen Hinweise geben, was Leute auf diesem oder jenem Kontinent gerade bewegt. Doch was ist mit jenen, die gerade nicht durch die Netze zwitschern? Man muss sich hüten, sie automatisch

als interesselose oder gar indifferente Wesen einzustufen, obgleich man ihr Interesse vielleicht nicht im Netz sehen kann.

Oder ist es vielleicht noch ganz anders? Man könnte zum Beispiel annehmen, dass alles, was

die Supermacht Amerika bewegt, automatisch wichtig ist für den Rest der Welt. In der Politik mag dies sehr berechtigt erscheinen. Doch im Falle von Naturkatastrophen überzeugt das nicht. Sicherlich, es wird niemals gelingen, für alle Opfer dieser Welt

Aufmerksamkeit aufzubringen. Aber ein wenig mehr Balance täte gut. Es wäre ein Zeichen, dass die reiche Welt des Westens die Menschenwürde für universell und unteilbar hält. ■

Quelle: <https://www.sueddeutsche.de/panorama/hochwasser-in-suedasien-und-texas-es-ist-verstoerend-wie-unterschiedlich-der-westen-leid-wahmimmt-1.3647569> [14.03.2019].

Thema 2: Privatheit versus Öffentlichkeit

Aufgabe 2

Sehnsucht nach Anerkennung

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Bei der Zeitungslektüre stoßen Sie auf den Bericht *Selbstdarstellung: Viele „Likes“ machen Teens glücklich*. Sie antworten darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Bericht *Selbstdarstellung: Viele „Likes“ machen Teens glücklich* von Ulrike Griessl aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Oberösterreichische Nachrichten* vom 20. November 2014 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie das Verhalten Jugendlicher, wie es im Bericht dargestellt wird.
- Setzen Sie diese Darstellung mit Ihren eigenen Erfahrungen und Beobachtungen in Beziehung.
- Nehmen Sie Stellung dazu, ob bzw. wie Jugendliche im Umgang mit sozialen Netzwerken unterstützt werden sollen.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Selbstdarstellung: Viele „Likes“ machen Teens glücklich

Studie bestätigt: Imagepflege in sozialen Netzwerken gehört für die Jugend zum Alltag.

Von Ulrike Griessl

Handy, Handy in der Hand, wer ist die Schönste im ganzen Land? Das Verhalten der Jugendlichen in sozialen Netzwerken wie Facebook, Instagram, YouTube und WhatsApp ist durchaus vergleichbar mit dem altbekannten Märchen *Schneewittchen* von den Gebrüdern Grimm. Wie man sich in diesen Medien präsentiert, wie viele „Likes“ man bekommt und wie viele virtuelle Freunde man vorweisen kann, ist für Österreichs Teenager extrem wichtig. Denn es beeinflusst ihr tägliches Leben im sozialen Umfeld unmittelbar.

„Wer keine guten Bilder postet, nicht schön, lässig und cool wirkt, bekommt kaum Likes, sinkt in der Beliebtheitsskala bei den Gleichaltrigen und ist vom Informationsfluss abgeschnitten“, sagt die Wiener Kommunikationswissenschaftlerin Sonja Schwarz. Sie hat das Forschungsprojekt „imaGe 2.0“ von FEMtech in Wien geleitet. Zweck dieser Studie war es, die Internet-Nutzung von Jugendlichen in Österreich genau zu analysieren, um

ein praxisorientiertes Handbuch für Lehrer zu erarbeiten. Denn die Pädagogen sollen ihre Schüler künftig bei der Nutzung des Internets stärker unterstützen. Für die Studie wurden Schüler zwischen 14 und 17 Jahren befragt und über einen längeren Zeitraum beobachtet.

Druck zur Inszenierung

„Dabei haben wir herausgefunden, dass es nicht damit getan ist, dass Jugendliche diese Medien mehrmals täglich nutzen, sie richten sogar ihren Alltag danach aus“, sagt Schwarz. Die Teenager müssten ständig auf der Hut sein, weil jede Bewegung per Foto festgehalten und im Netz veröffentlicht werden könnte. Ebenso verhalte es sich mit Meinungsäußerungen. „Kein Wunder, dass die Mädchen und Burschen einen ständigen Druck verspüren, sich zu inszenieren“, sagt die Wissenschaftlerin.

Besonders sorgfältig inszenieren die Jugendlichen auch ihre Profilbilder. „Darauf zeigen sie sich so, wie sie gerne von anderen gesehen werden möchten“, erläutert Schwarz. Die Wahl der

Frisur, der Kleidung und der Pose gebe schließlich Auskunft über Lebensstil und Gruppenzugehörigkeit. Nicht selten komme es vor, dass die Realität nicht ganz mit der Scheinwelt im Netz übereinstimme.

Aber wie gehen die Jugendlichen mit diesem Druck, den sie sich in den sozialen Netzwerken gegenseitig machen, um? „Sie empfinden das gar nicht als unangenehm, für sie gehört die Selbstdarstellung in diesen Medien zum Leben dazu“, sagt Schwarz. Die Mädchen und Burschen würden die Tücken wie etwa Cybermobbing und Grooming (sexuelle Belästigung im Netz) sehr wohl kennen und würden mit zunehmendem Alter auch vorsichtiger damit umgehen. Soziale Medien im Internet zu verteufeln, macht nach Ansicht der Expertin wenig Sinn: „Wir können die Zeit nicht zurückdrehen, die digitalen Medien gehören für uns alle zum Alltag. Es ist besser, wenn wir unseren Kindern helfen, sorgsam damit umzugehen, denn verbieten lassen sie sich nicht.“ ■

INFOBOX

FEMtech: ist eine Initiative des Bundesministeriums für Verkehr, Innovation und Technologie zur Unterstützung von Frauen in Forschung und Technologie

(Cyber-)Grooming: *genauer* wenn Erwachsene gezielt Kinder und Jugendliche im Netz ansprechen mit dem Ziel, in sexuellen Kontakt mit ihnen zu kommen

Thema 2: Rückzug als Freiheit?

Aufgabe 2

Alleinsein

Verfassen Sie einen **Leserbrief**.

Situation: Sie lesen einen Bericht über das Phänomen *Honjok* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Bericht *Die neuen Einzelgänger* von Marlene Patsalidis aus der Tageszeitung *Kurier* vom 29. Oktober 2020 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie kurz das Phänomen *Honjok*.
- Bewerten Sie dieses Phänomen.
- Nehmen Sie Stellung zu möglichen gesellschaftlichen Auswirkungen des zunehmenden Alleinseins.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Die neuen Einzelgänger

Honjok-Generation. Immer mehr junge Menschen finden Gefallen am Alleinsein. Woher kommt das Rückzugsbedürfnis?

Von Marlene Patsalidis

Eine junge Frau betritt ein Restaurant in Seoul. Sie bittet um einen Tisch für sich allein, bestellt Ramen und Rotwein, fischt einen Roman aus ihrer Tasche und beginnt zu lesen. Ringsum verweilen Gäste an anderen Tischen ebenfalls solo. Blickdichte Trennscheiben separieren die Männer und Frauen, die keine Notiz voneinander zu nehmen scheinen.

Solche Szenen sind in der südkoreanischen Millionenmetropole längst keine Seltenheit mehr. In dem kollektivistisch geprägten Staat ist das selbst gewählte Einzelgängertum populär geworden. Davon zeugen zigfach im Netz geteilte Bilder von einsam essen den Südkoreanern, Blogs, die Einblicke ins „Loner-Life“ geben, oder Apps, die Konsumgüter für den Alltag auf Solopfadern preisgeben. Benannt wurde das Phänomen mit dem Begriff „Honjok“ – aus den Wörtern „hon“ (allein) und „jok“ (Stamm).

Einsame Zuflucht

„Das Abkapselungsbedürfnis kommt daher, dass die Leistungsgesellschaft vor allem in Teilen Asiens stark ausgeprägt ist“, erläutert Psychologin Karin

Flenreiss-Frankl. Junge seien davon zunehmend überfordert. „Um vor dem Druck und der Unsicherheit zu flüchten, ziehen sie sich zurück, suchen im Alleinsein Rückhalt und eine kontrollierbare Situation.“ Wegen des oft enorm hohen Arbeitspensums bleibe auch wenig Zeit für Nähe und Beziehungen. In ihrer Praxis beobachtet sie, dass auch hierzulande immer mehr junge Menschen an Überforderung leiden. „Zu mir kommen immer wieder junge Männer und Frauen, die nur mehr Kontakte übers Internet pflegen, die nicht wissen, wo sie im Leben hinmöchten, und sich einigeln.“

Ähnlich sieht es Kulturforscher Thomas Herdin, der hinter dem Siegeszug der sozialen Isolation im asiatischen Raum auch einen Akt des Protests vermutet: „Es kann als Versuch gedeutet werden, sich von kollektivistischen Wurzeln zu befreien, Raum für die eigene Identität und das eigene Lebenskonzept zu beanspruchen und familiäre Verpflichtungen, die in Asien oft vereinnahmend und belastend sind, abzustreifen.“ Letztlich sei diese Form der extremen Individualisierung wohl auch Ausdruck dessen, „dass junge Menschen sich überall auf der Welt gern ausprobieren.“

Den Trend zur Abschottung sieht Flenreiss-Frankl kritisch: „Rückzug kann für einen bestimmten Zeitraum gut zur Selbstfindung sein. Ist Alleinsein zeitlich begrenzt, etwa bei einem temporären Lockdown, kommt man damit leichter zurecht als mit ungewissen Dimensionen.“ Verbleibt man über mehrere Monate oder Jahre in Isolation, birgt das Gefahren für die Psyche. „Wer dauerhaft isoliert lebt, entwickelt vermehrt Ängste und depressive Symptome.“ Nach langen Phasen des Rückzugs „sozial wieder in die Gänge zu kommen“, sei fordernd.

Autonomie am Vormarsch

Die Zahl der Alleinlebenden wird in den kommenden zehn Jahren stark steigen, prognostiziert die Statistik Austria. 2019 gab es in Österreich 1,48 Millionen Einpersonenhaushalte, 1985 waren es knapp 770.000. Fortschreitende Individualisierung und mehr Trennungen sind unter anderem Gründe dafür. [...]

Im April erklärten die kanadisch-chinesische Journalistin Crystal Tai und US-Psychologin Francie Healey „Honjok“ in ihrem gleichnamigen Buch zum globalen Phänomen – und holten die Bewegung aus dem tristen Eck. In

ihrem „Manifest für das selbst gewählte Alleinsein“ beschreiben sie das Lebensmodell als „inspirierende Haltung, die zu mehr Glück führt.“ Gewollter Rückzug

kann in der Tat heilsam sein, weiß Flenreiss-Frankl: „Wir leben in hektischen Zeiten, kommen nur selten richtig zur Ruhe. Phasen des Rückzugs können innerer

Einkehr dienen, um sich wieder aufs Wesentliche zu besinnen.“ ■

Quelle: Kurier, 29. Oktober 2020, S. 26.

Thema 3: Soziale Gerechtigkeit

Aufgabe 2

Klimaschutz als soziale Frage?

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen einen Kommentar zum Thema *Klimaschutz und soziale Gerechtigkeit* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Kommentar *Klima retten, aber nicht auf Kosten von Freiheit und Demokratie* von Gerhard Hofer aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Die Presse* vom 12. Juli 2019 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Benennen Sie die im Kommentar dargestellte Problematik.
- Nehmen Sie Stellung zu ausgewählten Aussagen des Autors.
- Bewerten Sie die Forderung, das Klima dürfe „nicht auf Kosten von Freiheit und Demokratie“ gerettet werden.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Leitartikel

Klima retten, aber nicht auf Kosten von Freiheit und Demokratie

„Fliegen tötet“, sagen Umweltschützer und fordern hohe Preise für Flugtickets. So retten wir nicht die Welt, so treiben wir nur einen Keil in die Gesellschaft.

Von Gerhard Hofer

Die Schweden haben bereits einen Namen dafür. „Flygskam“ nennen sie es. Längst ist auch bei uns von der „Flugscham“ die Rede. „Fliegen tötet“, sagte ein Schweizer WWF-Aktivist kürzlich in einem Interview mit der „Neuen Zürcher Zeitung“. „Sind jetzt also alle Klimamörder, die dieser Tage mit ihren Familien in den Flieger steigen und einfach nur ein paar Tage Urlaub genießen möchten?“, könnte man jetzt etwas überspitzt fragen.

Es ist schon faszinierend, wie radikal sich die Tonalität in Sachen Klimawandel geändert hat. Jahrzehntlang wurde das Thema verharmlost. Bei Klimakonferenzen schlug man sich auf die Brust und stimmte das Lied von Mutter Erde an, aber in der Praxis ist wenig passiert. Auch wir in Österreich taufte das Landwirtschafts- in ein Nachhaltigkeitsministerium um, aber das Klimaschutzziel, das die EU-Länder beschlossen haben, werden wir verfehlen. Bis 2030 wollen wir die Treibhausgasemissionen um 40 Prozent im Vergleich zu 1990 senken. Auf dem Weg dorthin liegt Österreich EU-weit an

der erbärmlichen 19. Stelle. Das, obwohl kein einziges Land wirklich gut im Rennen ist.

Mittlerweile ist auch dem borniertesten Dinosaurier klar geworden, dass wir ein Problem haben. Konnten sich noch vor wenigen Jahren Klimawandelskeptiker – auch in dieser Zeitung – fröhlich über die grünen Untergangspropheten lustig machen, so ist mittlerweile fast allen das Lachen vergangen. Naturkatastrophen, extreme Hitzeperioden, Überschwemmungen. Einst nannte man derartige Wetterkapriolen Jahrhundertereignisse. Heute sind sie alltäglich geworden.

Ja, der Klimawandel ist eine, wenn nicht die größte Herausforderung der Menschheit. Ja, dieses Problem ist kein Problem der Politik, Industrie oder Chinesen, es ist eines, dem sich jeder stellen muss. Aber die derzeitige Debatte ist leider mindestens so gefährlich wie der Klimawandel selbst. Sie grenzt aus, sie dividiert auseinander, sie treibt einen Keil in unsere Gesellschaft. Die Klimadebatte droht zu einem elitären Machtkampf zu werden, bei dem es sich einige wenige richten. Etwa, wenn sie von Verzicht reden. Ja, es lässt

sich eben leicht verzichten, wenn man im Überfluss lebt. Und der dritte oder vierte Wochenendflug nach Barcelona, London oder Paris muss ja wirklich nicht sein. Aber es gibt auch Menschen, die ein ganzes Jahr hart dafür schufteten; es gibt auch Länder und Regionen, die es zu einem verhältnismäßig bescheidenen Wohlstand gebracht haben und jetzt auch etwas von der Welt sehen wollen. Aber die wollen wir nicht, die chinesischen Bustouristen, sie sorgen nur für verstopfte Straßen und führen zu Overtourism.

Ist es nicht eine großartige Entwicklung, dass die Welt heute vielen Menschen offensteht? Was heute abschätzig als Massentourismus bezeichnet wird, sind in Wahrheit die Früchte von Freiheit und Demokratie. Es gibt wenige Erfindungen, die so viel zum Fortschritt und Wohlstand beigetragen haben wie Automobil und Flugzeug. Sie bieten völlig neue Möglichkeiten im Beruf, in der Bildung, für das ganze Leben. Es muss uns gelingen, die Klimakatastrophe zu verhindern, ohne dabei in eine soziale Katastrophe zu schlittern und Fortschritt, Freiheit oder Demokratie zu gefährden.

Fliegen trägt 2,7 Prozent der weltweiten CO₂-Emissionen bei. Mit unseren Smartphones und Tablets, mit denen wir stundenlang im Internet surfen und Netflix-Filme streamen, blasen wir schon jetzt doppelt so viel Treibhausgas in die Luft. 2025 wird unser digitaler Lebensstil gleich viel CO₂-Emissionen verantworten wie der Pkw-Verkehr. Viele Umweltschützer

wissen das längst, am Pranger stehen aber Flugzeug und Auto. Hat Klimaschutz-Ikone Greta Thunberg bei den Schülerstreiks „Fridays for Future“ ihren Fans schon gesagt, dass weniger YouTube und Instagram auch weniger CO₂-Belastung bedeutet?

Klimaschutz darf nicht heißen, dass die einen verzichten und die

anderen nicht, dass die einen ausgegrenzt werden und die anderen nicht. Dass die einen Freiheit und Wohlstand verlieren und die anderen nicht. Sollten wir tatsächlich auf diese Art die Welt retten wollen, na dann: Bon voyage! ■

Quelle: <https://www.diepresse.com/5658753/klima-retten-aber-nicht-auf-kosten-von-freiheit-und-demokratie> [17.03.2022].

INFOBOX

Bon voyage! (frz.): Gute Reise!

Overtourism: Steigerung des Massentourismus bis zur Überbelastung touristischer Ziele

Thema 3: Technik und Ethik

Aufgabe 2

Autonome Autos

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Bericht *Moralische Dilemmata autonomer Autos* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Bericht *Moralische Dilemmata autonomer Autos* aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Der Standard* vom 24. Juni 2016 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie kurz wieder, welche ethischen Fragen sich im Zusammenhang mit autonom fahrenden Autos ergeben.
- Nehmen Sie zu einer dieser Fragen Stellung.
- Begründen Sie, ob bzw. unter welchen Bedingungen die Entwicklung autonom fahrender Autos gefördert werden soll.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Moralische Dilemmata autonomer Autos

Wie soll man Fahrzeuge für Unfälle programmieren? Darf der Passagier notfalls geopfert werden? Eine neue Studie zeigt, dass diese moralischen Dilemmata gravierender sind als gedacht

Cambridge/Wien. Bereits ab Herbst werden auch in Österreich auf bestimmten Strecken selbstfahrende Autos getestet. Technologiekonzerne wie Google oder Apple arbeiten seit mehreren Jahren daran, weshalb auch Automobilkonzerne in Europa, den USA und Japan längst nachgezogen haben und daran basteln.

Ein großer Vorteil der autonomen Autos wäre, dass die Zahl der Verkehrsunfälle um bis zu 90 Prozent zurückgehen würde. Doch dazu müssten die selbstfahrenden Fahrzeuge die Mehrheit unter den Straßenfahrzeugen stellen. Denn diese Autos wären frei von all den menschlichen Unzulänglichkeiten: Alkohol am Steuer ebenso wie Smartphone-Ablenkung oder überhöhte Geschwindigkeit.

Klar ist aber auch, dass unvorhersehbare Ereignisse auch mit autonomen Autos zu Unfällen führen werden, und hier beginnt die Sache nicht nur technisch, sondern auch moralisch knifflig zu werden: Wie

sollte das Auto reagieren, wenn ein Kind auf die Straße läuft, beim Ausweichen aber ein anderer Passant überfahren würde? Sollte das Auto so programmiert werden, dass in Extremfällen eher der Passagier getötet wird, wenn dadurch zehn andere Leben gerettet werden können?

Ein Forschertrio um Iyad Rahwan (MIT in Cambridge) konfrontierte in Experimenten knapp 2.000 Testpersonen mit solchen Fragen. Die besondere Pointe: Die Teilnehmer sollten ihre Bewertungen in verschiedenen Rollen abgeben – als unbeteiligte Beobachter oder als potenzielle Insassen des Autos. Schließlich wurden die Testpersonen noch gefragt, welche Programmierung sie sich für ihr eigenes autonomes Auto wünschen würden.

Zwar bevorzugte eine deutliche Mehrheit der Teilnehmer eine Programmierung, die möglichst wenige Opfer verursachte: Im Fall von den zehn Fußgängern und einem Autofahrer entschieden

sich 76 Prozent dafür, den Fahrer zu opfern. Anders sah dies erwartungsgemäß dann aus, wenn ein Fahrer einem einzigen Fußgänger gegenüberstand: Hier fanden es nur 23 Prozent der Teilnehmer richtig, den Fahrer zu opfern. Völlig anders reagierten aber jene Testpersonen, die sich selbst in der Rolle als Mitfahrer sahen.

In diesen Widersprüchen sehen die Studienautoren freilich auch ein Dilemma für die Autoindustrie: Werden die Autos nach allgemein akzeptierten moralischen Grundsätzen programmiert, dann werden wohl weniger Personen diese Autos kaufen.

Ein möglicher Ausweg könnte sein, den Autos eine „dosierbare“ Moral zu verpassen: Letztlich entscheidet dann der Käufer oder Fahrer des Autos, welche moralische Feinjustierung er für sein Auto vornimmt: eher egoistisch oder altruistisch. ■

Quelle: <http://derstandard.at/2000039776493/Moralische-Dilemmata-autonomer-Autos> [27.05.2019].

INFOBOX

MIT: Massachusetts Institute of Technology, technische Hochschule und Universität in Cambridge, Massachusetts, USA

Thema 3: Umgang mit Lebensmitteln

Aufgabe 2

Lebensmittel aus dem Müll

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen das Interview „*Was Bioläden wegwerfen, ist unglaublich*“ und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie das Interview „*Was Bioläden wegwerfen, ist unglaublich*“ mit dem Mülltaucher „Pedro“ aus der Online-Ausgabe des deutschen Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* vom 25. Dezember 2014 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie kurz die im Text dargestellte Form der Lebensmittelbeschaffung.
- Bewerten Sie das „Containern“.
- Machen Sie Vorschläge, wie das Wegwerfen von Lebensmitteln reduziert werden kann.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Lebensmittel aus der Mülltonne

„Was Bioläden wegwerfen, ist unglaublich“

Mülltaucher, auch Containerer genannt, durchstöbern den Abfall von Supermärkten nach Lebensmitteln. Sie ernähren sich von dem, was die Geschäfte wegwerfen – das ist eine ganze Menge. Ihre Aktionen sind allerdings illegal.

Interview: Jens Lubbadeh

Zur Person

Pedro (der Name ist ein Pseudonym) ist 42 Jahre alt. Der diplomierte Biologe lebt in einer Großstadt im Rhein-Main-Gebiet. Er geht seit Jahren regelmäßig containern.

SPIEGEL ONLINE: *Wie sind Sie zum Containern gekommen?*

Pedro: Während des Studiums habe ich in einem Hotel gearbeitet, das viele Lebensmittel weggeworfen hat, teilweise verpackte. Die Mitarbeiter durften nichts davon mitnehmen. Das hat mich zum Nachdenken gebracht. Dann bin ich im Internet über Leute gestolpert, die containern. Jetzt mache ich es seit vier Jahren.

SPIEGEL ONLINE: *Aus ethischen oder aus finanziellen Gründen?*

Pedro: Sowohl als auch.

SPIEGEL ONLINE: *Wie läuft ein Containergang ab?*

Pedro: Ich gehe nach Anbruch der Dunkelheit und mindestens eine Stunde nach Ladenschluss mit einer Stirnlampe, Gummihandschuhen und ein paar Tüten los. Entweder allein mit dem Rad oder mit anderen zusammen im Auto. Hundert Meter vorm

Geschäft mache ich alle Lichter aus, nähere mich langsam den Mülltonnen. Und dann fange ich an – leise und schnell. In einer Nacht arbeite ich mehrere Spots ab.

SPIEGEL ONLINE: *Durchstöbern Sie auch die Mülltonnen von Restaurants?*

Pedro: Restaurants lohnen sich nicht. Wir waren einmal bei einem McDonald's. Dort war auf dem Boden eine zentimeterdicke Fettschicht, das hat uns so geekelt, dass wir's gelassen haben. Wir containern fast nur bei Supermärkten – Discounter, Biomärkte, Großverbrauchermärkte.

SPIEGEL ONLINE: *Ekelt Sie das nicht, im Müll zu wühlen?*

Pedro: Anfangs war da eine Mischung aus Angst, Respekt und vielleicht auch Ekel. Aber mittlerweile ist es fast schon Routine.

SPIEGEL ONLINE: *Sind im Müll-eimer Ratten?*

Pedro: Ich habe noch keine gesehen, aber an einer Stelle gibt es manchmal Lebensmittel mit Biss-spuren. Die esse ich nicht.

SPIEGEL ONLINE: *Sind die Müll-tonnen gesichert?*

Pedro: Die meisten sind frei zu-gänglich. Es gibt oft Bewegungs-

melder, manchmal Kameras. Aber die kümmern uns nicht, weil sie nur bei einem Einbruch ausgewertet werden. Es gibt einen Spot, wo ich unter einem Zaun durchklettern muss, das ist leider auch der beste.

SPIEGEL ONLINE: *Containern Sie bei Privatleuten?*

Pedro: Nein, das lohnt sich nicht.

SPIEGEL ONLINE: *Wie oft gehen Sie containern?*

Pedro: Einmal pro Woche.

SPIEGEL ONLINE: *Bekommen Sie dabei alle Lebensmittel, die Sie brauchen?*

Pedro: Ja, ich muss eigentlich gar nicht mehr einkaufen gehen, allenfalls noch Getränke. Ich finde manchmal sogar auch Nicht-Lebensmittel: Kleidung, Rasierer, alles Mögliche wird weggeworfen.

SPIEGEL ONLINE: *Findet man zur Weihnachtszeit besondere Leckerbissen?*

Pedro (lacht): Oh ja, viel Schokolade natürlich. Nach Fest- und Feiertagen wird allgemein sehr viel weggeworfen. Vor allem an Neujahr, weil eine Menge Haltbarkeitsdaten aufs Jahresende datiert sind.

SPIEGEL ONLINE: *In welchem Zustand sind die Lebensmittel?*

Pedro: Das ist sehr verschieden. Bei Discountern findet man zuweilen recht unappetitliche Sachen. Aber ich habe Handschuhe an und wasche alles zu Hause. Je teurer das Geschäft, desto bessere Lebensmittel werden weggeworfen. Bei Bioläden beispielsweise. Was die wegwerfen, ist einfach unglaublich.

SPIEGEL ONLINE: *Sind das immer Lebensmittel, die abgelaufen sind?*

Pedro: Größtenteils ja, aber das Mindesthaltbarkeitsdatum ist in meinen Augen Verbrauchertäuschung und dient nur den Produzenten. Lebensmittel werden nicht von einem Tag auf den anderen schlecht. Meine Oma hat mir beigebracht, dass man auf seine Sinne vertrauen soll. Das hat jahrhundertlang gut geklappt. Das Mindesthaltbarkeitsdatum gibt es erst seit den Achtzigern.

SPIEGEL ONLINE: *Wie ist das mit Fleisch, Fisch und Eiern?*

Pedro: Die finde ich nicht so häufig, und natürlich bin ich da vorsichtiger. Eier kann man leicht prüfen: Wenn sie in Wasser schwimmen, sind sie nicht mehr genießbar.

SPIEGEL ONLINE: *Haben Sie sich schon mal den Magen verdorben?*

Pedro: Nein. Im Zweifel werfe ich das Lebensmittel weg. Ich weiß auch nur von einem Containerer, der einmal Durchfall bekommen hat.

SPIEGEL ONLINE: *Wie hat das Containern Ihre Ernährung beeinflusst?*

Pedro: Ich gehe sehr bewusst mit Lebensmitteln um, versuche aus allem etwas zu machen. Ich bin kein Vegetarier oder Veganer, Biolebensmittel bevorzuge ich, aber ich nehme alles, was ich kriegen kann. Mir geht es darum, nichts zu verschwenden.

SPIEGEL ONLINE: *Wie verbringen Sie Weihnachten?*

Pedro: Ganz normal mit meiner Familie, ich werde auch den Gänsebraten essen, den meine Mutter sicherlich wieder kochen wird. Sie ist vom Containern nicht begeistert, akzeptiert es aber. In meiner Familie wissen es nicht alle. Stellen Sie sich vor, wenn die Kinder meiner Geschwister das in der Schule erzählen würden – die würden gemobbt werden. Das möchte ich nicht.

SPIEGEL ONLINE: *Wurden Sie mal erwischt?*

Pedro: Ja, mehrmals von Supermarktmitarbeitern. Die Reaktionen sind sehr unterschiedlich. Manche dulden es, manche schicken uns weg. Mit der Polizei hatten wir bisher selten Kontakt. Einmal konnten wir uns rausreden, ein anderes Mal war ich allein, und der Polizeibeamte hat mich laufen lassen. ■

Mülltauchen, Dumpstern, Containern: *Die Begriffe sind synonym [...]. Die Motive von Mülltauchern können ethischer Natur sein, beispielsweise eine kritische Haltung zur Konsum- und Wegwerfgesellschaft. Aber viele tun es auch aus finanziellen Gründen, zum Beispiel Studenten. [...]*

Quelle: <http://www.spiegel.de/gesundheit/ernaehrung/containern-lebensmittel-aus-der-muelltonne-a-1009663.html> [30.11.2018].

Thema 2: Umgang mit Zeit

Aufgabe 2

Geduld

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen das Interview *Wozu brauchen wir noch Geduld?* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie das Interview *Wozu brauchen wir noch Geduld?* mit Gerhard Benetka aus der Tageszeitung *Salzburger Nachrichten* vom 24. Juni 2017 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Geben Sie ausgewählte Aussagen Benetkas zum Thema *Geduld* wieder.
- Setzen Sie diese Aussagen in Beziehung zu eigenen Erfahrungen und Wahrnehmungen.
- Nehmen Sie Stellung zur Forderung Benetkas, das Leben zu entschleunigen.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Wozu brauchen wir noch Geduld?

Menschen wollen und müssen immer mehr in immer kürzerer Zeit, am besten überhaupt gleichzeitig erleben und erledigen. Geduldige Zeitgenossen wirken damit fast wie aus der Zeit gefallen.

Interview: Ursula Kastler

Alles kommt von selbst zu dem, der warten kann, sagt die Volksweisheit. Wer Bedürfnisse aufschieben kann und ausdauernd ist, wer Geduld hat, lebt gesünder und erfolgreicher, sagt die Wissenschaft. Wer sich umschaute und auf sein eigenes Leben blickt, merkt: In der Wirklichkeit ist das nicht so. Kaum jemand glaubt, dass er mit Geduld überhaupt noch irgendwohin kommt oder das bekommt, was er gern haben möchte. „Jetzt und sofort“ ist die Devise.

Ist Geduld also etwas, das wir für ein gutes Leben nicht mehr brauchen? Gerhard Benetka, Professor für Psychologie, hat sich darüber den Kopf zerbrochen. Geduldig.

SN: *Wo haben wir denn die Geduld verloren?*

Gerhard Benetka: Ich denke, auf dem Weg der Beschleunigung, die unser soziales Leben erfahren hat. Zunächst auf technischer und ökonomischer Ebene: Nehmen Sie etwa die Steigerung der Geschwindigkeit von Transportprozessen: Wie rasch wir heute von einem Ort zum anderen, von einer Kultur in die andere wechseln können! Dann auf der Ebene der individuellen Lebensentwürfe,

wie wir Beziehungen leben: Statt Lebenspartnern gibt es Lebensabschnittspartner. Oder ein anderes Beispiel: Niemand rechnet mehr damit, eine bestimmte Arbeitstätigkeit sein ganzes Berufsleben lang auszuüben. Ein späterer Jobwechsel ist bereits beim Antritt jeder neuen Anstellung programmiert. Diese allgemeine Beschleunigung des Sozialen schlägt sich natürlich auch im Alltag der Menschen nieder. Denken Sie an das Tempo, in dem die Menschen in den Großstädten herumeilen! Studien zeigen, dass sich Leute immer weniger Zeit zum Essen und Schlafen nehmen. Kurz und gut: Für die spätmodernen Menschen ist die Zeit eine knappe Ressource geworden: Sie wollen immer mehr in immer kürzerer Zeit, am besten überhaupt gleichzeitig erleben und erledigen. Geduld wirkt fast anachronistisch.

SN: *Die meisten Menschen beklagen, dass ihnen das Tempo zu viel wird. Muss das alles so sein?*

Benetka: Die Antwort ist: Nein. Aber es ist schwierig, sich zu entziehen. Das hat auch mit der Konsumwelt zu tun. Die „Logik“ der Warenproduktion erzeugt eine Wegwerfmentalität, alles scheint uns jederzeit durch Neues und Gleichwertiges sofort ersetzbar. Unter diesen Bedingungen

fällt es schwer, dass wir zu Dingen eine Beziehung aufbauen. Dass wir etwa Möbel aussuchen, die uns lange begleiten, die wir pflegen, deren alltäglicher Gebrauch aber doch Spuren der Abnutzung hinterlässt, individuelle Lebensspuren, die uns die Dinge um uns herum vertraut machen – solche Dinge spiegeln einen Teil unseres Lebens, sie sorgen dafür, dass wir uns „zu Hause“, irgendwie verankert fühlen.

SN: *Anker zu werfen hat aber nur Sinn, wenn man sein Leben längerfristig planen kann. Viele, vor allem junge Menschen, können das nicht mehr ...*

Benetka: Das stimmt. Wenn wir an unserer Universität Studenten befragen, wie sie sich ihre Zukunft vorstellen, dann finden wir etwas, was man als „Gegenwartsverankerung“ bezeichnen könnte. Die jungen Leute misstrauen allen utopischen Zukunftsentwürfen, sie sehen, dass in unserer Welt vieles nicht in Ordnung ist, sie glauben, dass sich nur im Privaten etwas verändern lässt.

Langfristig sehnen sie sich nach Sicherheit, nach einem Eigenheim, das ihnen Schutz bietet gegen die Unbill der Welt. Allerdings: Mit der Unbill der Welt werden sie sehr früh schon

konfrontiert: Nach Abschluss der Schulbildung lässt man ihnen kaum noch Zeit, sich zu finden und zu entwickeln. Das gilt für den Arbeitsprozess und für das Studium gleichermaßen: Wer nicht sofort spurt, wird ausgeschieden. Auch das ist Teil der Konsum- und Wegwerfideologie.

SN: *Vielleicht brauchen wir die Geduld nicht mehr?*

Benetka: Im Gegenteil, wir brauchen sie dringend. Wir brauchen alles, was damit zusammenhängt: Muße, Gelassenheit, Beharrlichkeit, Achtsamkeit, sich Zeit nehmen für sich und andere, sich Zeit nehmen, um gute Lösungen für komplexe Probleme zu finden.

Nehmen wir als Beispiel die Schule: Wenn bei uns junge Leute nach der Matura mit dem Studium anfangen, dann müssen wir feststellen, dass sie schlecht vorbereitet sind. Sie haben gelernt, alles zu lernen, was man ihnen vorsetzt, egal, ob sie es verstanden haben oder nicht. Was man ihnen abverlangt, ist Disziplin, was sie nicht lernen, ist – Neugier. Man müsste den Umfang des ganzen Lernstoffs drastisch reduzieren und sich mit dem Rest intensiv und geduldig beschäftigen.

Einen Mangel an Geduld sehe ich auch in unserer Wissenschaft. Kein Fall gleicht dem anderen, ein und dieselben Auffälligkeiten haben oft sehr unterschiedliche

Ursachen und umgekehrt: ein und dieselben Ursachen oft sehr verschiedene Wirkungen. Die Einzigartigkeit und Unterschiedlichkeit der Menschen lässt mich immer wieder staunen. Nur mit Geduld wird man den Menschen gerecht.

SN: *Was wäre zu tun?*

Benetka: Wo es möglich ist, sollten wir einhalten und Tempo herausnehmen. Es ist ein Trugschluss, zu glauben, dass man mehr lebt, wenn man schneller lebt. ■

Gerhard Benetka lehrt und forscht als Professor der Psychologie an der Sigmund-Freud-Privatuniversität. [...]

Quelle: Salzburger Nachrichten, 24. Juni 2017, S. 26.

INFOBOX

Unbill: etwas Übles, das jemand zu ertragen hat

Thema 3: Zusammen leben

Aufgabe 2

Zusammenleben von Generationen

Verfassen Sie einen Leserbrief.

Situation: Sie lesen den Bericht *Generationen: Wohnkonzepte gegen die Isolation* und reagieren darauf mit einem Leserbrief.

Lesen Sie den Bericht *Generationen: Wohnkonzepte gegen die Isolation* von Christine Imlinger aus der Online-Ausgabe der Tageszeitung *Die Presse* vom 30. Juni 2014 (Textbeilage 1).

Verfassen Sie nun den **Leserbrief** und bearbeiten Sie dabei die folgenden Arbeitsaufträge:

- Beschreiben Sie kurz die Idee, die laut Textbeilage hinter Projekten zu generationenübergreifendem Wohnen steht, und einige Formen der Umsetzung laut Textbeilage.
- Beurteilen Sie diese Idee im Hinblick auf Chancen und Risiken für Jung und Alt.
- Machen Sie abschließend Vorschläge, wie man das Zusammenleben zwischen den Generationen gestalten soll.

Schreiben Sie zwischen 270 und 330 Wörter. Markieren Sie Absätze mittels Leerzeilen.

Generationen: Wohnkonzepte gegen die Isolation

Weil sich Großfamilien räumlich voneinander entfernen, wachsen nun mit Häusern für mehrere Generationen neue Gemeinschaften.

Von Christine Imlinger

Wien. Ein Zaun trennt die Generationen. Schweres Metall, mannshoch, kaum zu überwinden. Dahinter sitzen unter weißen Sonnensegeln die Alten auf Gartengarnituren. Blinzeln in die Sonne, plaudern, spielen. Auf der anderen Seite die Jungen unter Bäumen, die mit einer Flasche Sekt das Semesterende feiern. Der Zaun stört das Bild, schließlich wäre das Projekt auf generationenübergreifendes Leben ausgerichtet.

„Der Zaun“, erklärt Robert Nigl von der Caritas Wien, „ist aus Sicherheitsgründen nötig, schließlich leben dahinter viele Demenzkranke.“ Der Gemeinschaftsgarten davor, eine riesige Dachterrasse, ist quasi als Begegnungszone für Jung und Alt angelegt. Schließlich leben die 136 Bewohner vom Haus St. Teresa, dem Senioren- und Pflegehaus der Caritas, das im Frühling bezogen wurde, direkt gegenüber dem Studentenheim Base 22.

Die beiden Neubauten sind Teil des Großprojekts Neu Stadlau. Ein Stadtteil, 140.000 Quadratmeter groß, für den sich die Stadt

explizit das bessere Zusammenleben verschiedener Generationen zum Ziel gesetzt hat. In unmittelbarer Nachbarschaft entstand der Wohnpark Oase 22 auf ehemaligen Betriebsgründen von Waagner-Biro, mit 346 geförderten Wohnungen (davon 30 für betreutes Wohnen), Sportplätzen, Freiflächen und einem geriatrischen Tageszentrum.

Generationenübergreifendes Wohnen ist ein Trend, der sich bei Wohnbauprojekten durchsetzt: Im Sonnwendviertel entstehen sie wie auch in der Seestadt Aspern mit dem Haus des Lebens, in dem eine Gemeinschaft aus 100 Menschen, je zur Hälfte Jüngere und Ältere, wachsen soll. Ein Wohnbetreuer soll die Nachbarn zusammenbringen, etwa Pensionistinnen als Babysitter vermitteln. Ähnliche Projekte entstanden in den letzten Jahren in ganz Wien: Das Kolping-Werk betreibt „Gemeinsam leben“-Häuser, in denen Menschen in stationärer Pflege mit weitgehend selbstständigen Senioren und Alleinerzieherinnen leben. Auch die Ottakringer Kornhäusl-Villa wurde als „Wohnen für Generationen“ revitalisiert. Und im privaten Bereich setzt sich ebenfalls die Idee, Alt

und Jung als Ersatzfamilie zusammenzubringen, durch: Die Wiener Onlineplattform „WGGe!“ vermittelt Studenten, die gegen günstige Miete gern im Haushalt oder bei der Kinderbetreuung helfen, an Menschen mit freiem Wohnraum.

Die Idee dahinter ist stets dieselbe: Ressourcen nutzen, Isolation verhindern. Schließlich ändern sich die Ansprüche von Senioren: Sie wollen lange selbstbestimmt leben, in Wohnungen mit Betreuungsmöglichkeit oder in WG-ähnlichen Verbänden, nur nicht im klassischen Heim. Der Bedarf steigt rasant: 2020 dürfte in Wien laut Prognose eine halbe Million Menschen über 60 Jahre alt sein.

„Struktur muss erst wachsen“

Das Hausgemeinschaftsmodell ist auch im Haus St. Teresa umgesetzt, je 14 Menschen leben in einer WG, deren Zentrum Wohnküche und Wohnzimmer sind. Modern gestaltet und doch voll mit Möbeln oder Bildern, die an vergangene Jahre erinnern: ein Telefon mit Wählscheibe, Bilder von der längst verstorbenen Schauspielerin Magda Schneider. „Häuser für Senioren“, sagt Nigl,

„werden gemeinschaftlicher, offener.“ Es wird Tür an Tür mit Kindergärten gebaut, Nachbarn werden zu Festen oder als Ehrenamtliche eingeladen. Intergenerationelles Wohnen sei „seit fünf Jahren“ ein starker Trend.

Wie funktioniert das Zusammenleben in Stadlau? „Die Struktur

muss wachsen“, sagt Nigl. Die Studenten wurden kürzlich eingeladen, ein paar Studentinnen haben sich auch gefunden, die regelmäßig auf Besuch kommen wollen. Noch läuft es langsam. Sie, so erzählen zwei Damen auf der Terrasse, hätten bisher noch keine Studenten von Gegenüber kennengelernt. Auch wenn sie das

freuen würde, wie eine der beiden bei einer (eigens arrangierten) Partie „Mensch ärgere Dich nicht“ mit zwei Studenten erzählt. Und auch diese hatten bisher keinen Kontakt mit den Senioren. Bis auf eine Beschwerde wegen nächtlichen Grillens. Grundsätzlich seien sie dafür aber offen. ■

Quelle: https://diepresse.com/home/99ideen/3830248/Generationen_Wohnkonzepte-gegen-die-Isolation [14.03.2018].